

magazin



Arm dran?

Wir doch nicht! Muhsen und Scharif spielen, essen und lernen beim Pädagogischen Mittagstisch „Satt und Schlau“

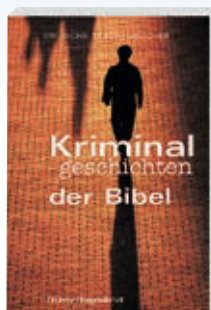
■ Kunst und Politik – ein Gespräch
mit Klaus Staeck > S.10

■ Alleinerziehende in
Dänemark > S.48

■ Wunder! Im Jahr 2025
geht es allen gut > S.51

Biblisches Lesevergnügen

je nur
€ 8,50



Biblische Taschenbücher

Bibeltexte: Gute Nachricht Übersetzung
Jeder Band 12 x 18 cm, 144–192 Seiten,
Farbeinband, kartoniert
je €(D) **8,50** €(A) 8,80 CHF 12,90

Entdecken Sie die Bibel ganz neu –
von ihrer literarischen Seite! Mit den
Biblichen Taschenbüchern wird
das Buch der Bücher zum anregenden
Lesevergnügen. Die thematische
Zusammenstellung berühmter wie
unbekannter Texte eröffnet Ihnen
einen außergewöhnlichen Zugang
zu Gottes Wort.

Kriminalgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Bertram Salzmänn
ISBN 978-3-438-04800-4

Liebesgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Annegret Puttkammer
ISBN 978-3-438-04801-1

Meeresgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Mathias Jeschke
ISBN 978-3-438-04803-5

Arztgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Jan-A. Bühner
ISBN 978-3-438-04804-2

Wein- und Festgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Florian Voss
ISBN 978-3-438-04805-9

Geldgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Dietrich Bauer
ISBN 978-3-438-04806-6

Gartengeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Gisela Andresen
ISBN 978-3-438-04807-3

Traumgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Hélène Renard
ISBN 978-3-438-04808-0

Frauengeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet
von Eva Mündlein
ISBN 978-3-438-04809-7

NEU

Musikgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet von
Stephan A. Reinke
ISBN 978-3-438-04812-7

NEU

Engelgeschichten der Bibel

Ausgewählt und eingeleitet von
Christiane Herrlinger
ISBN 978-3-438-04810-3



Deutsche
Bibelgesellschaft

Balinger Straße 31 A 70567 Stuttgart

Bibelkompetenz seit 1812

Gebührenfreie Bestell-Hotline 0800-242 3546 www.dbg.de

EDITORIAL



Andreas Wagner,
Chefredakteur,
Leiter des Zentrums
Kommunikation
der Diakonie
Deutschland in
Berlin

Liebe Leserinnen und Leser,

Wissenschaftler und Politiker sind sich einig: Eine Welt ohne Armut und Hunger wäre möglich, es ist genug für alle da. Blicke also nur, dieses Wissen umzusetzen und mit der Umverteilung zu beginnen. Und da liegt – natürlich – das Problem. Wie kommt man zu einer gerechteren Verteilung? Die Zahl der Strategien und Hilfsansätze ist groß. Was ist wirklich sinnvoll, was führt in die Sackgasse? Da ist es schnell vorbei mit der Einigkeit.

Das Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung mit Brot für die Welt und der Diakonie Deutschland sind nah dran an der Debatte – und an den Menschen, die sie betrifft. Hier genau hinzuschauen, ist einer der wichtigsten Schritte in der Armutsbekämpfung. Dann wird nämlich bald sichtbar, dass es um mehr geht als um Existenzsicherung. Diese bildet die Grundlage. Die Diakonie Katastrophenhilfe und Brot für die Welt engagieren sich auf internationaler Ebene. Die Diakonie in Deutschland macht vielfältige Angebote wie den Kältebus für Obdachlose, die Tafelläden oder die kostenlose Behandlung von kranken Menschen ohne gültige Papiere.

Aber Armutsbekämpfung geht darüber hinaus. Sie zielt darauf ab, jedem eine gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Im Fall einer Bäuerin in Kenia kann das bedeuten, dass sie vom Ertrag ihrer Felder leben kann, ihre Kinder eine Schule besuchen und eine Ausbildung machen können. Für eine von Hartz IV lebende Mutter in Deutschland würde dazu gehören: Sie kann ihren Kindern den Kinobesuch bezahlen und die Teilnahme an der Klassenfahrt möglich machen. Die Diakonie betreibt politische Lobbyarbeit. Sie bezieht Stellung und macht sich stark für die Benachteiligten. Was wir anstreben, ist: Jeder Mensch soll in der Lage sein, sein Leben zu gestalten und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr

Andreas Wagner

Seite 10 Wenn der Kampf gegen Armut zur Kunst wird: Postkarten aus aller Welt



Seite 28 Erika Halbich kann mit Geld umgehen. Auch mit ihrer mageren Rente

Auftakt

Was uns reich macht

- 06 **EinBlick**
- 08 **Panorama**
- 10 **Arme Kunst** Gespräch mit Klaus Staeck, Norbert Koczorski und Andreas Pitz über Sozialkritik auf Postkarten

Spektrum

Kinder aus Hartz-IV-Familien, Alleinerziehende, Migranten – arm ist nicht gleich arm. Viele Initiativen helfen wirklich. Aber der Staat muss auch ran

- 14 **Einstieg** Armut hat viele Gesichter. Fallgeschichten und Hintergründe
- 18 **Kommentar** Es gehört zum christlichen Glauben, sich für Gerechtigkeit einzusetzen, meint Heinrich Bedford-Strohm
- 19 **Adressen** Hier gibt's Hilfe
- 20 **Kinder** Bei „Satt und schlau“ lernen Kinder, aufrecht durchs Leben zu gehen
- 25 **Schulden** Bernhard Kressin hilft als Schuldnerberater vielen Migranten
- 28 **Altersarmut** Ein Leben lang geackert – und jetzt kaum Geld zum Leben. Zwei Frauen erzählen

- 31 **Empfehlungen** Begegnung mit Armut in Büchern und Filmen
- 34 **Lebensfragen** Noch nicht mal Geld für Geschenke. Das nagt am Selbstwertgefühl
- 36 **Jugend** Rein in den Arbeitsmarkt! In der Jugendwerkstatt Hindenburg bekommen alle eine Chance

Seite 36 Höchste Konzentration in der Jugendwerkstatt Hindenburg



Perspektiven

Wir wollen nicht mehr auf Kosten anderer leben. Auch mal visionär denken. Und von anderen Ländern lernen.

- 42 **Weltweit** Gespräch mit Petra Zwickert und Klaus Seitz über soziale Ungerechtigkeit in Zeiten der Globalisierung
- 45 Selbsthilfe I: Diana Ross hat für ihren Job gekämpft
- 47 Selbsthilfe II: In Kenia gründen Dörfer eigene Krankenversicherungen
- 48 **Dänemark** Der Sozialstaat gilt als vorbildlich. Zu Recht? Wie geht es Alleinerziehenden dort?
- 51 **Zukunft** Eine Wundermaschine sorgt für Gerechtigkeit im Jahr 2025. Alles wird gut!
- 54 **Ausblick** Autorinnen und Autoren
- 55 **Impressum**



Seite 48 Und den Kindern geht's gut. Über Alleinerziehende im Glücksland Dänemark

EINBLICK

Helle Tischdecken, frische Blumen, jeden Tag ein Mittagmenü. Für drei Wochen im Frühling wird die Esslinger Frauenkirche zur „Vesperkirche“ – zu einem Restaurant für alle, die wenig Geld oder einfach das Bedürfnis nach Gemeinschaft haben. Die gute Idee der Vesperkirche kommt aus Stuttgart. Viele Kirchen machen inzwischen mit und öffnen ihre Türen für eine bestimmte Zeit. Möglich machen das Spenden und vor allem: viele ehrenamtliche Helferinnen und Helfer.

www.vesperkirche-esslingen.de





Wir kochen für Sie



PANORAMA

Asyl im Grandhotel

Wer sich eine Nacht im Augsburger „Grandhotel Cosmopolis“ gönnt, wird ins Staunen kommen. Erstens: Kein Zimmer gleicht dem anderen. Eines ist komplett pinkfarben,

ein anderes hat metallisch schimmernde Wände. Zweitens: Es gibt Ateliers für Künstler. Und drittens: Ein Teil des Hauses ist für Asylbewerber reserviert. Zurzeit wohnen hier mehrere Flüchtlingsfamilien, unter anderem aus Tschetschenien und Afghanistan. Begegnungen sind erwünscht. Dahinter steckt eine gute Idee und viel Engagement: In dem schlichten 60er-Jahre-Bau im Herzen von Augsburg war bis 2010 ein Altenheim der Diakonie untergebracht, danach sollte hier eine reine Asylunterkunft entstehen. Tristesse vorprogrammiert, dachten sich junge kreative Leute aus Augsburg und entwickelten ein völlig neues Konzept: die Unterbringung von Asylbewerbern in einem Hotel und Kulturzentrum. Nach einem ausgiebigen Abstimmungsprozess mit allen beteiligten Akteuren machten sie sich selbst an den Umbau, überwiegend ehrenamtlich. Weitere Freiwillige packten mit an, spendeten Geld – oder Brötchen, wie der benachbarte Bäcker. Die Diakonie trägt das Projekt mit. Seit letztem Jahr ist das Grandhotel nun geöffnet. Im Foyer kann man Kaffee trinken, es gibt Musik- und Kulturveranstaltungen. Was die Zimmer kosten? Die Gäste geben, was sie möchten.

Kreativ und sozial:
In diesem Augsburger Hotel wohnen auch Asylbewerber

www.grandhotel-cosmopolis.org

Diakonie 

Wussten Sie's schon?

225

Schuldnerberatungsstellen der Diakonie gab es bundesweit zum Stichtag 1.1.2012.

216

waren es im Jahr 2010.

Mehr Zahlen und Informationen: www.diakonie.de/Statistik
Geschichten hinter den Zahlen: www.diakonie.de/Schuldnerberatung

Quelle: Einrichtungsstatistik zum 1. 1. 2012, Diakonie Texte, Statistische Informationen 5/2013. Bestellen oder als PDF herunterladen unter: www.diakonie.de/Texte

Jetzt bewerben!



Stellensuche leicht gemacht. Auf dem Diakonieportal soziale-berufe.com kann man sich seit kurzem direkt

bewerben: Angebote sichten, auf „Jetzt bewerben“ klicken, Formular ausfüllen, abschicken. Über 100 Bewerbungen gehen bereits pro Monat ein. Ab Sommer ist das Portal auch für mobile Endgeräte optimiert. Auch gut: ein Besuch am Stand „SOZIALE BERUFE kann nicht jeder“ auf der YOU Dortmund vom 28. bis 30.11.2014. www.soziale-berufe.com
www.you.de/YOUDortmund

Engagementpreis

Die Nominierungsphase für den Deutschen Engagementpreis 2014 hat begonnen. Kennen Sie auch jemanden, der diesen Preis verdient hätte? Der Student, der sonntags mit einem demenzkranken Altenheimbewohner spazieren geht? Oder die ältere Nachbarin, die zweimal die Woche für ein Schulkind aus schwierigen Verhältnissen kocht? Bis zum 1. Juli können Sie Organisationen, Initiativen oder Privatpersonen vorschlagen. Alle Infos unter www.deutscher-engagementpreis.de

Porträt

Gestreifter Kasack statt Haube und Tracht

Katharina Wolf, 32, ist Diakonieschwester der jungen Generation. Sie ist nicht nur Mutter eines achtjährigen Kindes, sondern auch in Vollzeit als Pflegedienstleiterin in der Diakoniestation van Delden im Südwesten Berlins tätig. Seit ihrer Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin ist sie Mitglied im Evangelischen Diakonieverein Berlin-Zehlendorf e.V., dem Träger der größten evangelischen Schwesternschaft mit rund 2.000 Schwestern und Pflegern. Sie sagt: „Ich schätze besonders den fachlichen und persönlichen Austausch bei Schwesterntagen, die berufliche Förderung durch ein breites Fort- und Weiterbildungsangebot sowie die bundesweite Vernetzung.“



Katharina Wolf ist Diakonieschwester und hat Familie. Zum Ausgleich geht sie gern joggen

Als Professor Friedrich Zimmer vor 120 Jahren den Evangelischen Diakonieverein gründete, reagierte er auf zentrale Probleme wie die niedrige soziale Stellung unverheirateter Frauen, mangelnde Frauenrechte und schlechte Bildungschancen. Die Lebensweise, aber auch das Erscheinungsbild der Diakonieschwestern hat sich seitdem immer wieder gewandelt und den Bedürfnissen der Zeit angepasst. Das Bild von Tracht und Haube ist heute weitgehend abgelöst. Heute erkennt man die Schwestern an den gestreiften Kasacks und ihrer Brosche – der Diakonierose. „Wir simsien, appen und sind bei Facebook. Wir sind modern und aktiv, wir machen Karriere und sind eine starke Gemeinschaft“, sagt Katharina Wolf nicht ohne Stolz.

Zur Schwesternschaft gehören nach wie vor nur evangelische Frauen, unabhängig vom Personenstand. Eine Öffnung für katholische Frauen, evangelische und katholische Männer wird gerade in allen Gremien diskutiert. Neben viel Offenheit und Zustimmung für einen solchen Schritt gibt es auch die Meinung, dass reine Frauengemeinschaften in der heutigen Zeit unverzichtbar seien.

Zur Schwesternschaft gehören nach wie vor nur evangelische Frauen, unabhängig vom Personenstand. Eine Öffnung für katholische Frauen, evangelische und katholische Männer wird gerade in allen Gremien diskutiert. Neben viel Offenheit und Zustimmung für einen solchen Schritt gibt es auch die Meinung, dass reine Frauengemeinschaften in der heutigen Zeit unverzichtbar seien.

www.diakonieverein.de
www.ds-vandelden.de

Cartoon



Anzeige

GLORIA

Kirchen-Messe

Messe Augsburg

Do 23. bis Sa 25. Oktober 2014

Do und Fr 9 bis 17 Uhr

Sa 9 bis 16 Uhr

Veranstalter:

messeaugsburg
 Tel. +49 821 2572-0
www.messeaugsburg.de

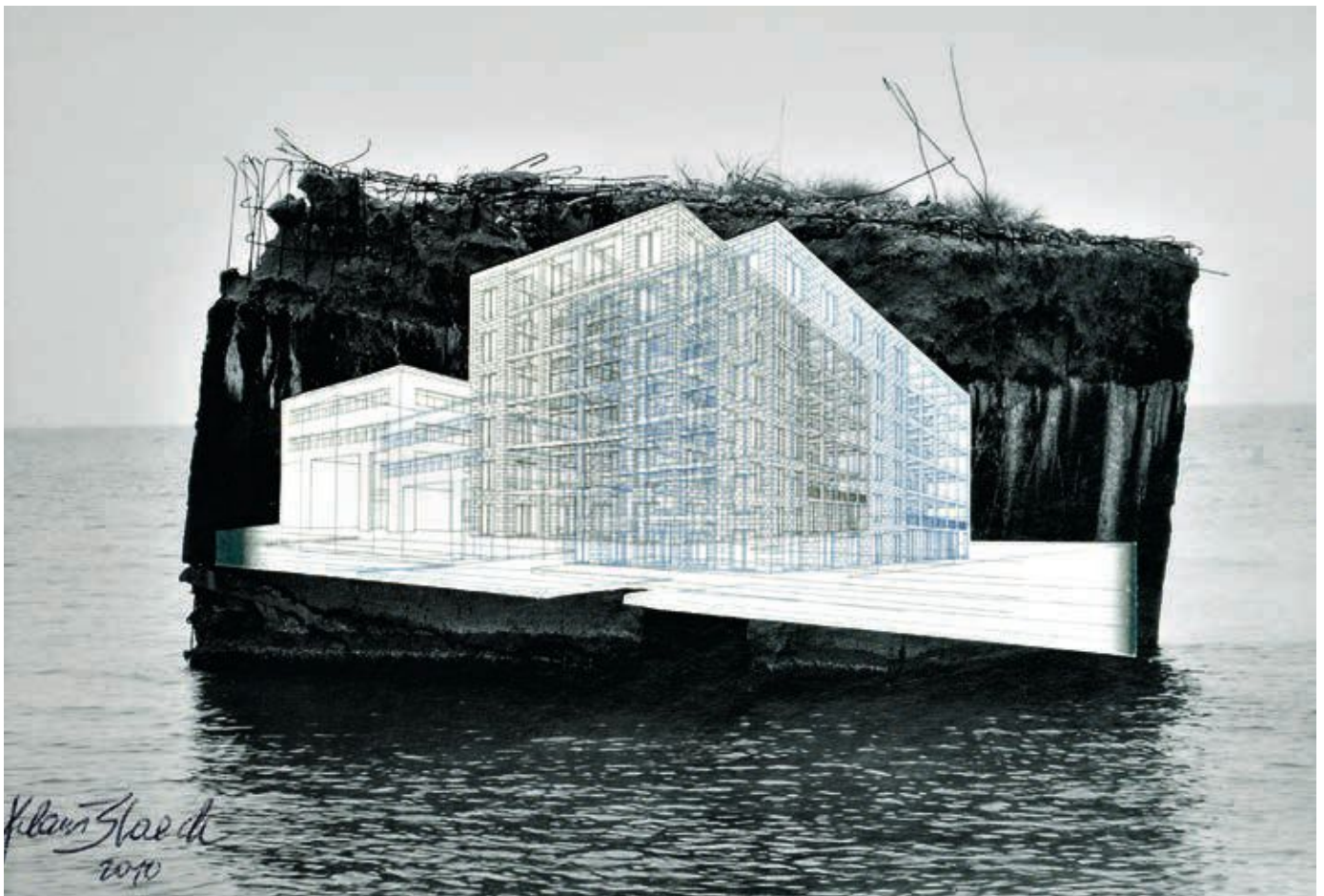
In Lizenz und mit Unterstützung von:

messeDORNBIERN
 Tel. +43 5572 305-0
www.messegloria.info

KUNST

„Kunst, die sich mit der Politik reibt“

Ein Gespräch mit Klaus Staeck, Norbert Koczorski und Andreas Pitz über eine Ausstellung zu Armut und Obdachlosigkeit auf Postkarten.



Postkarten können Kunst sein – in der Kunstszene spricht man von „Mail Art“. Dass viele auch sozialkritisch und politisch sind, zeigt die Wanderausstellung „Friede den Hütten – Krieg den Palästen“. Der ehemals wohnungslose Künstler Norbert Koczorski hatte weltweit dazu aufgerufen, ihm Mail Art-Objekte rund um die Themen Armut und Wohnungslosigkeit zu schicken. Im Sommer 2013 wurden die über 200 Einsendungen erstmals in Darmstadt gezeigt, der Geburtsstadt

Georg Büchners. Die Ausstellung zitiert in ihrem Titel den hessischen Schriftsteller und Sozialrevolutionär und will anlässlich des 200. Geburtstages von Büchner auf dessen bleibende Bedeutung für die Gegenwart hinweisen.

Initiator Norbert Koczorski, Kurator Andreas Pitz und Künstler Klaus Staeck, der selbst mit einem Objekt vertreten ist, sprechen über eine außergewöhnliche Aktion und die Grundsatzfrage: Wieviel kann Kunst wirklich bewegen?

Ein Palast auf einer Insel: Reichtum kann einsam machen. Klaus Staecks Beitrag zur Mail Art-Ausstellung



Fotos: Daniel Penschuk, Joachim Zimmermann

Künstlerische Postkarten mit sozialkritischem Inhalt, zu sehen in der Wanderausstellung „Friede den Hütten – Krieg den Palästen“, einem Kunstprojekt der Diakonie Hessen und der Evangelischen Obdachlosenhilfe, Ausstellungseröffnung war im Juni 2012 in der Büchner-Stadt Darmstadt.

Hannes Langbein: Herr Koczorski, Sie hatten die Idee zu einer Mail Art-Ausstellung über Armut und Obdachlosigkeit anlässlich des 200. Geburtstags Georg Büchners. Wie entwickelte sich das?

Norbert Koczorski: Sie brauchen ja nur einmal den Fernseher anzuschalten. Damals war die Occupy-Bewegung in aller Munde. Und als ich die Börsianer an der Wall-Street mit ihren Champagnergläsern stehen sah, während unter ihnen die Demonstranten gegen die Finanzkrise protestierten, da ging mir die Hut-schnur hoch! Oder wenn Sie an Frankfurt am Main denken: Dort hatte die Polizei drei Tage lang die Innenstadt abgeriegelt, nur um Demonstrationen gegen die Banken zu verhindern. Vor diesem Hintergrund scheint mir Georg Büchners Slogan „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“ nach wie vor ein aktueller Titel zu sein. Zumal ich befürchtete, dass Georg Büchner, der alte Linke, in seinem 200. Geburtsjahr vermutlich wieder nur abgejubelt werden würde, ohne jeden politischen Inhalt. Dem wollte ich etwas entgegensetzen.

Langbein: Herr Pitz, Norbert Koczorski hat Sie dann 2010 als möglichen Kurator angesprochen und mit seiner Idee sofort überzeugt. Warum?

Andreas Pitz: Nun, wir hatten damals das Europäische Jahr gegen Armut und Ausgrenzung mit der Nationalen Armutskonferenz in Berlin. Wir waren sehr zuversichtlich, dass jetzt endlich etwas zur Neuregelung der Hartz-IV-Sätze passieren würde, zumal auch das Bundesverfassungsgericht dazu gerade ein Urteil abgegeben hatte. Es war dann eine ziemliche Enttäuschung, als wir sahen,

dass die Neuregelungs-Vorschläge der Konferenz von der Politik völlig ignoriert wurden.

Da wurde uns klar, dass wir andere Wege gehen müssten. Büchner bot sich geradezu als Steilvorlage an. Der Slogan „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“ drückt ja die Dringlichkeit in aller Drastik aus. Wenn wir bisher zu leise waren, dann mussten wir jetzt entschlossener auf die Situation im Land hinweisen. Die Idee von Norbert Koczorski kam genau zur richtigen Zeit.

Langbein: Was hat Sie darauf gebracht, in dieser schwierigen Situation ausgerechnet auf die Kunst zu setzen?

Pitz: Das waren vor allem die sehr positiven Erfahrungen mit unserer Wanderausstellung „Kunst trotz(t) Armut“, die



Norbert Koczorski ist Buchbinder und Künstler und engagiert sich seit vielen Jahren in der Mail Art-Szene. Er ist Delegierter der Nationalen Armutskonferenz.



Klaus Staeck ist Grafikdesigner und Jurist und der bedeutendste Plakatkünstler Deutschlands. Seit 2006 ist er Präsident der Akademie der Künste in Berlin.



Andreas Pitz ist Diplom-Sozialarbeiter und kuratiert seit 2005 für die Evangelische Obdachlosenhilfe Kunstausstellungen mit sozialem Bezug.

seit 2007 zeitgenössische Kunstwerke von und über Menschen, die von Armut betroffen sind, zeigt. 100.000 Besucherinnen und Besucher haben sie schon an über 40 Orten gesehen. Vor dieser Ausstellung hätte kein Mensch geglaubt, dass man mit zeitgenössischer Kunst ein so schwieriges Thema in der Öffentlich-

Klaus Staeck: Das ist meine Hoffnung. Denn Kunst spricht eine andere Sprache. Das ist das Wesen der Kunst. Deshalb ist sie auch in unserer Verfassung als ein Unterfall der Meinungsfreiheit besonders geschützt. Die Kunst ist frei. Von daher hat ein Künstler in gewisser Hinsicht größere Möglichkeiten, größere Chancen, sich zu äußern als der Normalmensch.

Ich gehöre zu den Leuten, die Kunst und Leben immer zusammenbringen wollten. Wobei ich aber auch der Meinung bin, dass man Kunst und Politik nicht vermischen sollte. Ich habe immer gesagt: Kunst ist dann produktiv, wenn sie sich mit der Politik produktiv reibt. Beide sind autonom. Joseph Beuys hat einmal gesagt: „Ich will nicht Kunst in die Politik tragen, sondern die Politik zur Kunst machen.“ Damit hat er recht, finde ich.

Langbein: Hat, wer die Kunst in die Politik trägt, denn Aussicht auf Erfolg?

Staeck: Nun, ich habe vor über 25 Jahren mit Günther Grass und anderen eine Kampagne gegen den ADAC gemacht. Da passierte zunächst gar nichts, bis wir feststellten, dass der ADAC fast unsere ganze Auflage aufgekauft hatte, die bis vor kurzem in einer Tiefgarage des Clubs lagerte. Offenbar gibt es von der Gegenseite die Vermutung, dass solche Aktionen eine Wirkung haben können. Die 41 Versuche, meine Werke zu verbieten, sprechen ebenfalls dafür, dass einige das, was ich tue, für gefährlich halten. Oder zumindest befürchten, dass es gefährlich sein könnte.

Denn es ist ja so: Viele Menschen fürchten sich vor dem Ungewissen. Und da die Kunst immer etwas ist, das sich nicht bürokratisch berechnen lässt, wo sich nicht sagen lässt, worauf es hinausläuft, beunruhigt sie die Menschen. Politikerinnen und Politiker natürlich auch.

Langbein: Gilt das nicht in besonderem Maße für die Mail Art, die ja im Medium der Postkarte seit den 1960er Jahren auch politisch kommuniziert hat?



Die Leidenschaft für die Mail Art verbindet sie: Klaus Staeck und Norbert Koczorski auf dem Balkon der Akademie der Künste am Pariser Platz in Berlin

Was ist Mail Art?

Mail Art hat nichts mit E-Mail Verkehr zu tun, sondern ist eine Kunstform, bei der künstlerisch gestaltete Postkarten oder Briefe per Post verschickt, gesammelt und archiviert werden. Mail Art gehört zur Konzept-Kunst, die ihre Ursprünge in der New Yorker Kunstszene der 1960er Jahre hat. Nicht nur das Kunstwerk steht im Mittelpunkt, sondern auch das Handeln, die Kommunikation. Als soziales und politisches Medium war Mail Art eine Form des Widerstands in den Diktaturen Lateinamerikas und Osteuropas.

keit präsentieren, ja sogar hoffähig machen kann. Künstlerinnen und Künstler haben – teils als Betroffene – ihren eigenen Blick auf dieses Thema. Mir war davor gar nicht bewusst, wie viele sich damit schon auseinandergesetzt haben: Felix Droese, Joseph Beuys, Sigmar Polke und andere.

Es gibt sehr viele aufmerksame Kunstschaffende in diesem Lande, die mit offenen Augen durch die Welt gehen, sich an politischen Missständen stoßen und diese dann künstlerisch bearbeiten.

Langbein: Ist das auch Ihr Eindruck, Herr Staeck? Sie haben schon seit den 1960er Jahren mit Ihrer Kunst – besonders mit Ihren Plakaten – auf politische Missstände hingewiesen. Denken Sie, dass sich mit Kunst gesellschaftlich etwas verändern lässt?

Post aus aller Welt! Von Miranda Vissers aus den Niederlanden, Tapio Holopainen aus Finnland, Consuelo Debiagi aus Brasilien, Giovanni Strada und Serse Luigettias aus Italien, Petra Jovanoska aus Tschechien (von oben nach unten).

Staeck: Mail Art war immer subversiv. Vor allem in den Zeiten des Kalten Krieges hat sie eine große Rolle gespielt. Damals haben viele Mail Artisten in einer Art internationaler Gemeinschaft über die Postkarten Kontakt gehalten. In meiner Stasi-Akte und der meines Bruders gibt es lange Beschreibungen von Mail Art-Karten. Das war keine Spielerei, sondern eine Möglichkeit, sich in analogen Zeiten über Grenzen hinweg auszutauschen. Neulich habe ich gehört, dass die Geheimdienste wieder anfangen, sich Postkarten zu schicken, um der Telefonüberwachung zu entgehen.

Koczorski: Es scheint tatsächlich noch immer viele Menschen zu geben, die analog kommunizieren. Ich hatte eigentlich auch immer gedacht, dass die Mail Art im digitalen Zeitalter überholt sei. Aber wenn man unseren Katalog in die Hand nimmt, dann sieht man, wie aktuell und wie schön und aussagekräftig diese Kunstform nach wie vor ist.

Langbein: Herr Staeck, Sie haben ja auch eine Karte zu diesem Katalog beigesteuert, darauf ist ein Palast auf einer Insel zu sehen.

Staeck: Die Idee war, auf diese Weise zu zeigen, dass auch der Reichtum einsam machen kann. Was mich beschäftigt, ist die Schere zwischen Arm und Reich, die immer weiter auseinandergeht. Das geht nun schon so lange, dass die Gefahr besteht, dass sich die Menschen daran gewöhnen und sagen: Das ist eben so. Das ist Schicksal!

Das beschäftigt mich: Wie man Dinge, die scheinbar alternativlos sind, infrage stellt. Deshalb finde ich es auch so großartig, dass dieses Mail Art-Projekt weitergeht. Denn es geht ja um die Frage: Wie

berührt man Menschen, ohne gleich auf die Tränendrüse zu drücken? Wie kann man Aufmerksamkeit schaffen? Wie schafft man Ehrlichkeit? Wie respektiert man einen Menschen – christlich formuliert – als Geschöpf Gottes? Das sind Fragen, die mich umtreiben und für die die Mail Art ein sehr gutes Medium ist, schon weil Mail Art selbst eine „arme Kunst“ ist.

Langbein: Wie geht es jetzt mit der Ausstellung weiter?

Pitz: Momentan ist sie in Offenbach zu sehen. Die Ausstellung soll an allen Orten gezeigt werden, an denen Büchner gewirkt hat. Sie wird auch noch nach Gießen, Straßburg und Zürich gehen.

Langbein: Kann man Ihnen denn noch weitere Postkarten zu dem Thema zuschicken?

Koczorski: Eigentlich sind solche Projekte immer terminiert, es gab einen Ein-sendeschluss für den Katalog. Aber wer sich durch die Ausstellung zur Gestaltung einer Postkarte anregen lässt, kann sie mir gerne schicken. Vielleicht kommt sie sogar noch in die Ausstellung. ■

Das Gespräch führte Hannes Langbein

Weitere Infos, Fotos, Bilder

unter www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut

Infos zum Mail Art-Projekt, Ausstellungsorten und Ausstellungskatalog zum Bestellen unter

www.kunst-trotzt-armut.de

(Büchner Mail Art-Projekt)

www.evangelische-obdachlosenhilfe.de

www.staeck.de, www.adk.de



Armut hat viele Gesichter

Schlange stehen bei der „Tafel“? Unter der Brücke schlafen? Mit Hand schreiben, wenn andere in den Laptop tippen? Arm ist nicht gleich arm Von Michael David



Wenn Gisela Kiefer* eine Stunde zum Einkaufen läuft, tut sie das nicht, weil sie einen Spaziergang machen will. Die 72-Jährige hat ein klares Ziel vor Augen. Sonderangebote aus dem Werbeprospekt einer Münchner Supermarkt-Filiale: Heute wird ihr Wocheneinkauf deutlich günstiger als sonst. Gisela Kiefer muss sparen – danach richtet sich ihr gesamter Tagesablauf.

Marcel Bluhm hat schon wieder Post vom Jobcenter erhalten. Er soll nachweisen, dass er dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung stehen kann. Sonst drohen Sanktionen. Marcel geht in die 9. Klasse eines Gymnasiums. Mit seiner Mutter kopiert er noch einmal Zeugnisse und Schulbescheide und schickt sie ans Jobcenter. Danach setzt er sich an seine Hausaufgaben. Der Lehrer hat endlich akzeptiert, dass er sie handschriftlich abgibt und nicht

wie seine Klassenkameraden per Mail schickt. Das Geld für einen Laptop, wie ihn die anderen Kinder in seiner Klasse haben, fehlt.

Ariane Schmidt wird nach der dritten Nacht in einer Notübernachtung weitergeschickt. Auf einen Platz in einem Wohnprojekt für wohnungslose Frauen wartet sie schon seit Monaten. In viele Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe traut sie sich nicht mehr, aus Angst vor Übergriffen durch männliche Besucher. Nach einem wochenlangen Aufenthalt im Frauenhaus, in das sie vor ihrem gewalttätigen Partner geflüchtet ist, kommt sie meist bei Bekannten unter, die sie auf dem Sofa schlafen lassen, wenn sie etwas zur Haushaltskasse beiträgt. Nach einem heftigen Streit mit einem Freund muss sie sich nun wieder eine neue Bleibe suchen.

Luise Weber hat wieder keine Unterhaltszahlung für sich und ihre Tochter erhalten. Oft ist der Aufenthalt des Vaters ihrer Tochter unbekannt. Angeforderte Nachweise werden nicht erbracht. Immerhin konnte mittlerweile mit Hilfe einer Sozialberatungsstelle ihr Hartz-IV-Anspruch gesichert werden. Der Zuschlag für Alleinerziehende reicht gerade dafür, dass sie mit ihrer Tochter Verena über die Runden kommt. Würde ihre eigene Mutter nicht in der Stadt wohnen, könnte sie ihre Jobs nicht halten. Tagsüber hat sie eine halbe Stelle als Bürokräftin, abends verdient sie im Spätkauf dazu. Immerhin muss Verena nicht alleine zu Hause bleiben, wenn sie krank ist oder ihre Mutter arbeitet.

Werner Meyenberg hat seine kleine Eigentumswohnung verkauft. Nachdem er jahrelang als Schuster in seinem Viertel tätig war, musste er vor drei

* Alle Namen von der Redaktion geändert

Jahren Insolvenz anmelden. Die Miete für seine Geschäftsräume war drastisch gestiegen. Immer weniger Kunden ließen noch Schuhe reparieren. Zwar kann er mittlerweile wenigstens von einer kleinen privaten Rente leben, die er sich angespart hat. Aber wieder ist der Satz für die private Krankenversicherung gestiegen. Der Umzug in eine kleine Mietwohnung ermöglicht ihm nun immerhin, aus dem Verkaufserlös der alten Wohnung einige Zeit den Krankenversicherungsbetrag zu zahlen, ohne an Kleidung und Mahlzeiten zu sparen.

Armut in Deutschland ist nicht immer auf den ersten Blick erkennbar. Viele Eltern trauen sich nicht, Anträge für Leistungen nach dem Bildungs- und Teilhabepaket zu stellen. Die Antragswege sind kompliziert. Wer keine Sozialleistungen bezieht, fürchtet, dass sich die Antragstellung herumspricht.

1,2 Millionen Menschen gehen jede Woche zur Arbeit. Das Geld reicht aber nicht zum Leben. Sie sind auf ergänzende Hartz-IV-Leistungen angewiesen. Sie sind arm, aber nicht arbeitslos.

Jeden Tag arbeiten – und es reicht trotzdem nicht

Viele ältere Menschen haben einen Anspruch auf Grundsicherung im Alter. Sie leben unterhalb des Sozialhilfesatzes. Von drei Leistungsberechtigten macht allerdings eine ihren Leistungsanspruch aus Scham oder Unkenntnis nicht geltend.

40 Prozent der Alleinerziehenden sind auf ergänzende Hartz-IV-Leistungen angewiesen. Zwar haben viele Einkommen – aber nicht genug, um mit ihren Kindern davon leben zu können.

Armut ist nicht dasselbe wie Arbeitslosigkeit. Zwar bekommen zwei Drittel aller Arbeitslosen Hartz-IV-Leistungen. Aber: von den gut sechs Millionen Hartz-IV-Beziehenden sind nur ein Drittel arbeitslos gemeldet. Auch 600.000 Alleinerziehende, 1,2 Millionen Erwerbstätige und über 1,5 Millionen Kinder gelten als Kunden der Jobcenter. Nach Berechnungen der Bundesanstalt für Arbeit erhielt von 2008 bis 2011 fast ein Fünftel der Bevölkerung immer wieder Grundsicherungsleistungen. Die Betroffenen pendeln zwischen Teilzeitjobs, prekärer Beschäftigung, kleinen Auftragsarbeiten als „Selbstständige“ und Erwerbslosigkeit.

Positionen der Diakonie – ausgewählte Dokumente zum Nachlesen im Netz

Die Diakonie ist Mitglied der Nationalen Armutskonferenz und im Bündnis für ein menschenwürdiges Existenzminimum

Armut in Deutschland. Schattenbericht der Nationalen Armutskonferenz, **hinzukunzt.de/wp-content/uploads/2012/10/SchattenberichtSonderausgabeklein.pdf**

Bündnis für ein menschenwürdiges Existenzminimum: Ein menschenwürdiges Leben für alle – das Existenzminimum muss dringend angehoben werden, **menschenwuerdiges-existenzminimum.org/wp-content/uploads/2013/05/broschuere_existenzminimum.pdf**

Positionspapiere der Diakonie: Rechtssicherheit und Fairness bei Grundsicherung nötig, **diakonie.de/media/Texte-05-2012-SGB-II-Rechtsansprueche.pdf**

Soziale Daseinsvorsorge in den Kommunen: Zivilgesellschaft stärken, Solidarität und Teilhabe sichern, **diakonie.de/media/Texte-06_2012_Daseinsfuersorge.pdf**

Soziale Sicherung für Kinder und Jugendliche einfach, transparent und zielgenau ausgestalten, **diakonie.de/media/Texte-03_2013-Soziale-Sicherung.pdf**

Prävention und Bekämpfung von Altersarmut, **diakonie.de/media/Texte-08_2013-Altersarmut.pdf**

Armut ist auch nicht gleichbedeutend mit Sozialleistungsbezug. Seit 2007 ist der Durchschnittswert für die „relative Einkommensarmut“ (das Armutsrisiko) nach Angaben des Statistischen Bundesamtes von 15,2 Prozent der Bevölkerung um einen Prozentpunkt auf 16,2 Prozent gestiegen. Als von Armut bedroht gilt nach diesem Maßstab, wer weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung hat. Aber Armut heißt nicht einfach, wenig Geld zu haben. Und wer wenig Geld hat, muss nicht unbedingt ausgegrenzt sein. Sonst würden auch die meisten Studierenden mit ihren niedrigen Einkünften als arm gelten, obwohl ihr Risiko, später arbeitslos zu werden, nur halb so hoch ist wie bei dem Durchschnitt aller Erwerbsfähigen.

Der Staat zieht sich zurück – Ehrenamtler übernehmen

Darum erhebt die Europäische Union Zahlen zu „Armut und sozialer Ausgrenzung“. Hier wird nicht nur gezählt, wer wenig Geld hat, sondern auch, wer von „erheblicher materieller Entbehrung“ betroffen ist und in einem „Haushalt mit sehr geringer Erwerbsbeteiligung“ lebt. So kommt auch Armut infolge hoher Mieten, Überschuldung, fehlender Zugänge zu Konsum- und Kommunikationsmöglichkeiten oder beengter Wohnverhältnisse in der Statistik zum Tragen. 12 Millionen Menschen – 19,6 Prozent der Bevölkerung – waren 2012 von Armut oder sozialer Ausgrenzung betroffen.

Seit Jahren nimmt die Einkommensungleichheit in Deutschland zu. Im oberen Einkommensbereich steigen die Einkommen, im unteren Bereich sinken sie. Dies führt zu einem wachsenden Armutsrisiko. Gleichzeitig geht aber der Bezug von Sozialleistungen zurück. 2011 erhielten 7,3 Millionen Menschen – 8,9 Prozent der Bevölkerung – soziale Mindestsicherungsleistungen wie Hartz IV, Asylbewerberleistungen oder Sozialhilfe. Dies ist der niedrigste Wert seit 2006.

Besonders sinkt die Zahl derjenigen, die eine Grundsicherung für Arbeitsuchende (Hartz IV) beziehen. Das sind Personen im erwerbsfähigen Alter, die mindestens drei Stunden am Tag arbeiten könnten sowie ihre Angehörigen. Der Grund: Die Regelsätze sind zu niedrig angesetzt. Deshalb bekommen viele Personen keine Grundsicherungsleistungen, obwohl sie ihren Lebensunterhalt nicht eigenständig decken können. Nach Berechnungen der Diakonie müsste der Regelsatz für Erwachsene min-

destens 70 Euro höher sein, für Kinder 50 Euro. Sporadisch anfallende Kosten, etwa für die Mietkaution oder für die Anschaffung eines Kinderfahrrades, eines Konfirmationsgeschenks, des Weihnachtsbaumes oder der Waschmaschine spielen weder bei der Ermittlung des Regelsatzes eine Rolle noch gibt es hierfür besondere Zuschüsse. Die Leistungsberechtigten können dafür lediglich Darlehen aufnehmen, die dann vom Regelsatz abgestottert werden müssen.

Die prekäre Beschäftigung weitet sich aus. Nach den Erhebungen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) sind mehr als zwei Drittel der Beschäftigten mit Niedriglöhnen Frauen – davon viele, die Kinder erziehen oder Angehörige pflegen. 2008 verdienten in Deutschland gut eine Million Erwerbstätige weniger als fünf Euro pro Stunde, zwei Millionen weniger als sechs Euro und mehr als 3,6 Millionen Erwerbstätige weniger als sieben Euro. Eine Studie des Instituts für Arbeit und Qualifizierung geht davon aus, dass 23,1 Prozent aller Beschäftigten im Jahr 2010 für Löhne von unter 9,15 Euro in der Stunde arbeiteten.

Auch die Altersarmut steigt. Obwohl ein Drittel der Leistungsberechtigten seine Ansprüche nicht geltend macht, hat sich die Zahl der Leistungsbeziehenden in der Grundsicherung im Alter seit 2003 verdoppelt. Das Armutsrisiko von Rentnerinnen und Rentnern ist heute schon leicht überdurchschnittlich. Das betrifft insbesondere Frauen. Ihre Rentenansprüche sind deutlich niedriger. Sei es, weil sie Angehörige gepflegt oder keine Betreuung für die Kinder gefunden haben, um einer bezahlten Arbeit nachzugehen. 2012 waren 13,9 Prozent der Männer im Seniorenalter von Armut oder sozialer Ausgrenzung betroffen – aber 17,5 Prozent der Frauen.

Armut bedeutet, deutlich weniger zum Leben zur Verfügung zu haben, als das, was gesellschaftlich als normal gilt. Wer in Armut lebt, erlebt täglich Ausgrenzung, Scham und Ohnmacht. So vielfältig, wie Armut erlebt wird, müssen auch die Hilfen sein, um Armut zu überwinden.

Die Sicherung des sozialen und kulturellen Existenzminimums hat nach den Urteilen des Bundesverfassungsgerichts in Deutschland Grundrechtscharakter. Die Bewahrung vor existenziellen Lebensrisiken ist nicht ins Belieben der Politik gestellt. Politische Mehrheiten dürfen darüber entscheiden, wie Armut vermieden werden soll – nicht

aber, ob Armut bewusst zugelassen wird oder nicht. Das bedeutet für die Diakonie, dass das Recht auf ausreichende Ernährung, Kleidung, Wohnraum, soziale Bezüge und Kommunikationsmöglichkeiten gewährt werden muss. Armutsbekämpfung und Sicherung von Menschenwürde ist auch Gegenstand internationaler Abkommen wie der europäischen Sozialcharta, der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und des Internationalen Pakts für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte. Die Verwirklichung der Menschenwürde setzt die Verwirklichung sozialer Grundrechte voraus.

Ausreichende Grundsicherung ist aber nicht alles. Zur Armutsbekämpfung gehören auch: Bildungschancen für Menschen aller Schichten. Eine Bezahlung von Erwerbsarbeit, die zum Leben reicht. Kommunale Angebote wie Bibliotheken, Öffentlicher Nahverkehr und Schwimmbad. Beitragsfreie Hilfsangebote bei Überschuldung und Gewalt gegen Frauen. Ausreichende Hilfen zur Erziehung und besondere schulische und außerschulische Förderangebote für Kinder.

Soziale Teilhabe ist nicht zum Nulltarif zu haben. Nach der Finanzmarktkrise traten 2010 Einsparungen von über 80 Milliarden Euro im Bundeshaushalt in Kraft. Mindestens ein Drittel davon betraf Hilfen für Erwerbslose und Leistungsberechtigte in der Grundsicherung. Zwar stiegen die Regelsätze um ein paar Euro. Allerdings wurden zielgruppenspezifische Angebote, etwa für ältere Erwerbslose, Personen mit Migrationshintergrund oder Alleinerziehende, zurückgefahren. Steuersenkungen für Vermögende und Besserverdienende waren dagegen 2010 schon einige Jahre in Kraft.

Haushaltssicherung und Ausgabenstopp in den Kommunen, Streichung sozialer Teilhabeangebote, Abstriche an Infrastruktur und kommunaler Daseinsfürsorge: das ist in vielen Gegenden Deutschlands Realität. Gerade dort, wo der soziale Bedarf groß ist, fehlt oft das Geld für nachhaltige Hilfen.

2011 rechnete das Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung aus Düsseldorf vor: Mit den Steuergesetzen von 1998 hätte der Staat 51 Milliarden Euro Mehreinnahmen erzielt. Die Steuerentlastungen der Folgejahre führten zum Abbau staatlicher Leistungen und der Infrastruktur. Der – später geänderte – Entwurf des 4. Armuts- und Reichtumsberichts vom September 2012 machte



noch deutlich, dass der Schuldenstand der staatlichen Haushalte nach den Rettungsmaßnahmen am Finanzmarkt um über zehn Prozentpunkte auf 83 Prozent des Bruttoinlandsprodukts gestiegen ist. Das Nettovermögen des deutschen Staates – der Gegenwert der dringend benötigten staatlichen Infrastruktur – ging zwischen Anfang 1992 und Anfang 2012 um 800 Milliarden Euro zurück.

Die Folge einer solchen Politik ist deutschlandweit zu spüren. Zunehmend ersetzt private Miltätigkeit staatliche Aufgaben, Notfallhilfe nachhaltige Sozialpolitik, Barmherzigkeit soziale Rechte. So sehr aus Sicht der von Armut Betroffenen zu begrüßen ist, wenn sie im Notfall schnell Hilfe erhalten, so darf diese Notfallhilfe jedoch kein sozialpolitisches Konzept ersetzen.

Darum bietet die Diakonie nicht nur engagiert Hilfeleistungen an. Sie setzt sich ebenso für eine staatliche Sozial- und Finanzpolitik ein, die die Finanzierungsgrundlagen des sozialen Miteinander sichern hilft. Denn: Ehrenamtliche Hilfen können hauptamtlich Tätige und die soziale Infrastruktur ergänzen – aber nicht ersetzen. ■



Heinrich Bedford-Strohm
ist Bischof der
Evangelisch-Lutherischen
Kirche in Bayern

In biblischer Tradition

Kirche und Diakonie müssen dafür eintreten, dass alle am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Von Heinrich Bedford-Strohm

Wenn wir über Armut in unserem Land sprechen, geht es in erster Linie um die Frage der sozialen Teilhabe, die ein zentraler Maßstab für eine lebenswerte Gesellschaft ist. Oder anders gesprochen: Der Kern von Armut bei uns ist die fehlende Teilhabe.

Um Armut überwinden zu können und zu wollen, ist zunächst einmal Empathie, Einfühlungsvermögen gefragt. Was heißt es, ausgeschlossen zu sein, nicht mitmachen zu können, aus dem schlichten Grund, weil die finanziellen Mittel fehlen? Sich solchermaßen in die Situation anderer hineinzusetzen, liegt in der Ziellinie der „Goldenen Regel“ aus der Bergpredigt Jesu: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten.“ (Mt 7,12).

Diese Goldene Regel öffnet die Augen für die Welt derjenigen, die auf Unterstützung angewiesen sind, deren geringe finanzielle Mittel sie an Teilhabe hindern. Zusammen mit dem Liebesgebot (Lev 19,18; Mt 22,39) führt sie genau zu der biblischen Option für die Armen, die in der Sozialkritik der Propheten ihren besonders sprachmächtigen Ausdruck findet, die aber alle Traditionen des Alten und Neuen Testaments durchzieht. Es gehört zu den wesentlichen Eigenschaften Gottes, dass er aus Not befreit und

den Armen und Schwachen zu Recht verhilft. Dort, wo Gott das Volk Israel dazu aufruft, für die Armen und Schwachen zu sorgen und sie zu schützen, erinnert er oft daran, dass sie selbst in ihrer Geschichte auf Hilfe angewiesen waren: „Wenn dein Bruder neben dir verarmt und nicht mehr bestehen kann, so sollst du dich seiner annehmen... Ich bin der Herr, euer Gott, der euch aus Ägyptenland geführt hat“ (Lev 25,35-38).

Wo die reiche Gesellschaft dieser Fürsorge nicht gerecht wird, mahnen die Propheten: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus.“ (Jes 58,7). Diese Forderung endet mit der Verheißung: „Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen...“ (Jes 58,8). Gerechtigkeit für die Armen wird damit zur Grundlage für Wohlstand und gelingendes Leben.

Wenn wir uns diesen Grundzug der biblischen Überlieferung verdeutlichen, wird klar, warum Jesus sich im Neuen Testament so eindeutig auf deren Seite stellt, ja, sich unmittelbar mit ihnen identifiziert.

In der Vision vom Weltgericht begegnet uns Jesus selbst in den Hungrigen, den Durstigen, den Nackten, den Kran-

ken, den Gefangenen und den Fremden. Deswegen gipfelt diese Rede folgerichtig in den Worten: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40).

Die vorrangige Option Gottes für die Armen ist ein Hauptstrang biblischer Überlieferung und daher wesentlicher Bestandteil des christlichen Glaubens, der sich sowohl in der individuellen wie auch in der Sozialethik niederschlagen muss.

Zu Recht hat die Evangelische Kirche in Deutschland die Überwindung von Armut zur dringenden Aufgabe der Kirche erklärt. In der Armutsdenkschrift von 2006 heißt es:

„Eine Kirche, die auf das Einfordern von Gerechtigkeit verzichtet, deren Mitglieder keine Barmherzigkeit üben und die sich nicht mehr den Armen öffnet oder ihnen gar Teilhabemöglichkeiten verwehrt, ist – bei allem möglichen äußeren Erfolg und der Anerkennung in der Gesellschaft – nicht die Kirche Jesu Christi.“

Es ist unsere Pflicht als Kirche und Diakonie, Menschen dazu zu befähigen, ihre Potenziale zu nutzen, um ihnen gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Das kann unter Umständen viel Geld kosten. Aber wenn wir die biblische Tradition ernst nehmen, geht es um nicht mehr und nicht weniger. ■

Webadressen, die weiterhelfen

diakonie.de > Ich suche Hilfe

Das Serviceangebot der Diakonie für Menschen in schwierigen Lebenslagen. Hier findet man Beratungsstellen von Diakonie und evangelischer Kirche in der Nähe. Praktisch: Stellen, die auch Online-Beratung anbieten, sind extra ausgewiesen. Mit den dortigen Mitarbeitern kann man dann direkt per Mail in Kontakt treten.

sozialhilfe24.de

Juristisches Fachportal zu sozialrechtlichen Themen wie HARTZ IV/ALG II, Unterhaltsgeld, Elterngeld oder Grundsicherung

erwerbslos.de

Website des Fördervereins gewerkschaftliche Arbeitslosenarbeit e.V. Hier gibt es Tipps und Informationen über Leistungsansprüche bei Arbeitslosigkeit sowie ein Adressenverzeichnis der regionalen Beratungsstellen.

tafel.de

Website des Bundesverbandes Deutsche Tafel e.V. Es lohnt sich, reinzuschauen. Wer allgemeine Infos oder eine Tafel in der Nachbarschaft sucht oder spenden möchte, ist hier richtig.

diakonie-hamburg.de

> Rat und Hilfe > Hartz IV > Online-Ratgeber

Was ist eine „Bedarfsgemeinschaft“? Wann bekomme ich finanzielle Unterstützung? Was muss ich dafür tun? Ein Online-Leitfaden der Diakonie beantwortet diese Fragen und erklärt alle wesentlichen Begriffe rund um „Hartz IV“. Daneben gibt es eine Sammlung von Urteilen und Links zu den Gesetzestexten.

Anzeige



Der familienfreundliche Automobilclub

Pannenhilfe europaweit

Damit Sie und Ihre Lieben sicher ans Ziel und wieder nach Hause kommen: Wir helfen europaweit, auch in den Mittelmeer-Anliegerstaaten. Und zwar egal, mit welchem Auto Sie unterwegs sind – einschließlich Mietwagen.

Personenschutz weltweit

Damit unterwegs niemand verloren geht: Suche, Rettung, Bergung, Krankenrücktransport, Kinderrückholung u.v.m. Für das Plus an Sicherheit auf allen Reisen – auch wenn Sie ohne Auto reisen.

Beihilfen & Services abrufbereit

Damit die Haushaltskasse geschont wird: Sie sparen bares Geld bei Tierkollisionen, Motorschaden oder im Falle einer Rechtsberatung. Sie genießen kostenlose Services wie Tourenplanung und Kfz-Bewertung.

Mitglied werden: www.bavc-automobilclub.de | Telefon 05 61/70 99 40

BAVCAutomobilclub

Mobilschutz Basis	Einzel: 31,00 € / Jahr	Partner: ¹ 15,00 € / Jahr	Junior: ² 18,00 € / Jahr	Fahranfänger: 1. Jahr kostenfrei
Mobilschutz (inkl. Personenschutz weltweit)	Einzel: 53,50 € / Jahr	Familie: 69,50 € / Jahr	Junior: ² 40,50 € / Jahr	Junge Familie: ² 60,50 € / Jahr

Guter Rat
TOPPREIS LEISTUNG
AUTOMOBILCLUBS IM VERGLEICH
BAVC
HEFT 3 | MÄRZ 2014



¹ nur in Kombination mit Einzelmitgliedschaft ² 18-23 Jahre, Studenten bis 27 Jahre

LERNEN



Eine Win-win-Situation

Essen, spielen, lernen. Zum Pädagogischen Mittagstisch „Satt & Schlau“ kommen Kinder, die Unterstützung brauchen. Und ältere ehrenamtliche Helfer, die die trubeligen Nachmittage mit ihren Schützlingen genießen.

Von Ulrike Meyer-Timpe



Köstlich, was Rotraud Schulz da zubereitet hat. Die Kinder warten schon ungeduldig.



Heute gibt es Nudelsalat, dazu hartgekochte Eier und ein Würstchen für jeden. „Lecker!“, schwärmt der zehnjährige Muhsen. Sein jüngerer Bruder Bechar nickt. Nach der Schule haben sich die beiden irakischen Jungs beeilt, um so schnell wie möglich zur evangelischen Kirchengemeinde „Zum Guten Hirten“ zu kommen. Dort, in der ehemaligen Scheune gleich neben der historischen Fachwerkkapelle und dem gradlinigen Kirchenbau aus den 1950er Jahren, wartet an fünf Tagen in der Woche das Mittagessen auf Muhsen, Bechar und 18 weitere Grundschüler. „Satt & Schlau“ heißt das diakonische Gemeindeprojekt in Godshorn bei Hannover, das Pfarrer Falk Wook im August 2010 startete: ein Pädagogischer Mittagstisch für benachteiligte Kinder, mit Essen, Lernen und Spielen.

Einen Moment noch muss Muhsen seine Ungeduld zügeln. Wie alle anderen hat er seinen Schulranzen im Flur ordentlich an die Wand gelehnt, die Stiefel ausgezogen und gegen seine Hausschuhe getauscht. Die drei Tische in dem großen Raum im Parterre sind schon gedeckt, mit Tellern, Wassergläsern und bunten Platzdecken, soeben wurden die großen Schüsseln aufgetragen. Aber erst einmal: „Pssst!“ Rosemarie Kahse, 59, hebt einen Zeigefinger und legt den zweiten beschwörend vor die Lippen. Sofort verstummt das Gewirr der Kinderstimmen. Alle nehmen sich bei den Händen, konzentrieren sich einen Moment, sprechen anstelle des Tischgebets andächtig im Chor: „... wir haben uns alle lieb. Guten Appetit!“

Das lässt sich Muhsen nicht zweimal sagen. „Gibst du mir mal das Ketchup, Raschid?“, bittet er seinen Tischnachbarn, nachdem er schnell seinen Teller beladen und ein erstes Gurkenstück aus dem Nudelsalat gepickt hat. „Sehr lecker“, mur-



Im Legoglück: Muhsen (oben links) mit Scharif. Muhsens Bruder Bechar (Foto rechts) lässt sich gern bei den Hausaufgaben helfen.



Veronika (oben links) freut sich, dass es gleich losgeht. Ein Spritzer Ketchup verleiht den Nudeln den richtigen Pfiff, meint Lias (großes Bild, links).



melt er noch mal, während er das Ketchup hingebungsvoll auf dem Würstchen verteilt. Die Nachmittage hier machten ihm wirklich Spaß, verrät er zwischen zwei Bissen. Nicht nur wegen des Essens, auch bei den Hausaufgaben lasse er sich gern helfen. „Und dann kann man hier mit Lego spielen, das finde ich am besten“, ruft der achtjährige Kevin dazwischen.

Kinder, die in schwierigen finanziellen Verhältnissen aufwachsen, sind oft in mehrfacher Hinsicht benachteiligt. Zu Hause, in der beengten Wohnung, mangelt es an Platz, um konzentriert Hausaufgaben zu machen oder Freunde zum Spielen einzuladen. Für die Musikstunden oder den Sportverein, den die Klassenkameraden besuchen, fehlt den Eltern das Geld. Und um ihren Kindern in der Schule zu helfen, oft auch das Wissen. Manchmal sprechen die Eltern obendrein kaum Deutsch. Der Pädagogische Mittagstisch ist für diese Kinder eine Chance. „Wir gleichen ihren Bildungsnachteil aus“, sagt Pastor Wook.

Dabei unterstützt ihn die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers. 2008 initiierte deren damalige Landesbischöfin Margot Käßmann das Projekt „Zukunft(s)gestalten“, das drei Millionen Euro von der Landeskirche sowie bislang knapp eine halbe Million Euro an Spenden erhielt. „Wir wollten die Lücken im öffentlichen System schließen und für mehr Bildungsgerechtigkeit sorgen“, sagt Projektberaterin Heike Krause. „Zukunft(s)gestalten“ fördert deshalb Vorhaben, die benachteiligten Kindern eine Perspektive geben, darunter Pädagogische Mittagstische. Gerade die hätten noch einen weiteren Effekt, so Krause: „Sie öffnen die Gemeinde, machen sie

lebendig und sorgen für ein schönes Miteinander der verschiedenen Generationen.“

Zusätzlich zur Förderung der Landeskirche suchte Pastor Wook Sponsoren, um „Satt & Schlau“ starten zu können. Er bekam auch Geld von der Stadt und stellte Yvonne Lippel ein. Die Sozialpädagogin und Diakonin kümmert sich nun werktags zwischen 13 und 16.30 Uhr um die Kids und koordiniert die rund zwanzig freiwilligen Helfer, die ihr abwechselnd zur Seite stehen. „Die Ehrenamtlichen ziehen aus dieser Arbeit selber Nutzen“, sagt Wook. „Eigentlich ist es ein Mehrgenerationenprojekt.“ So habe ihm Herr Schulz, einer der Helfer, erzählt, er gewinne aus einem Tag mit den Kindern Lebensfreude für die ganze Woche. Zwei der Kleinen hätten den Rollstuhlfahrer sogar schon gefragt: „Kannst du nicht mein Opa sein?“ Gerade lässt er sich zum Konfliktlotsen fortbilden, um hier noch nützlicher zu sein.

Auch Rosemarie Kahse, die heute mithilft, möchte das Zusammensein mit den Kids nicht missen. „Die Arbeit hier bedeutet mir sehr viel“, sagt die Fremdsprachenkorrespondentin. „Hier kann ich meine Lebenserfahrung weitergeben.“ Wenn sie den Kindern auf der Straße begegne, begrüßten die Kleinen sie lautstark: „Das ist herrlich!“ Die 59-Jährige ist frühverrentet und freut sich besonders, an der Integration von Kindern aus anderen Ländern mitzuwirken, indem sie die Kleinen bei den Hausaufgaben unterstützt. Auch dank ihrer Hilfe spricht Muhsen, dessen Familie erst vor drei Jahren nach Deutschland kam, bereits sehr gut Deutsch.



Pastor Falk Wook gründete vor vier Jahren den Pädagogischen Mittagstisch. Sein Ziel ist es, die Kinder in jeder Hinsicht zu stärken.

Heute allerdings braucht Rosemarie Kahse mit niemanden zu schreiben und zu rechnen. Es ist Freitag, die Schulhefte bleiben geschlossen, die Grundschüler müssen am Wochenende keine Aufgaben erledigen. Das ist die Gelegenheit für vier Viertklässlerinnen. Bevor sie die Teller abräumen und den Nachtsch servieren, kündigen sie für nachher ihre Tanzshow an. Die ganze Woche über haben sie dafür geübt. Die Choreografie stammt von der neunjährigen Chayenne, die Erfahrung als Cheerleader besitzt und auch die Britney-Spears-Songs ausgesucht hat.

„Müssen wir da zugucken?“, fragt Muhsen prompt, tanzende Mädchen sind noch nicht sein Ding. Gemeinsam mit den meisten Jungen wird er gleich nach dem Obst in die obere Etage stürmen, zu den Legosteinen und dem Kickertisch. Nur Florian beobachtet andächtig, wie die Mädchen im Gleichklang Arme

und Beine schwingen, sich gekonnt drehen und zwischendurch sogar eine Brücke schlagen. Und Raschid, dessen Eltern aus Togo stammen, fühlt sich sogar zum Mitmachen animiert.

„Die Kinder sollen das Rüstzeug dafür bekommen, mit aufrechten Gang durchs Leben zu gehen.“

Das eher spärliche Publikum schmälert nicht den Spaß der Mädchen, zumal Marcel eigens zu ihrem Auftritt gekommen ist. Der 14-Jährige war bis vor kurzem jeden Donnerstag für zwei Stunden hier, um das halbjährige Sozialpraktikum zu absolvieren, das die Schule den Achtklässlern vorschreibt. Einige der Kinder seien sehr anhänglich, erzählt er, er habe mit ihnen gern Hausaufgaben gemacht oder gespielt. „Wenn ich als Grundschüler gewusst hätte, dass es so etwas gibt, wäre ich sicher auch gekommen. Ich finde das hier wirklich top.“ Jetzt sitzt Marcel, während sich der siebenjährige Luan auf seinen Schoß kuschelt, in der ersten Reihe und applaudiert den tanzenden Mädchen. Schön, dass sie ihn zu ihrem Auftritt eingeladen haben, das freut ihn. Er will auch künftig immer wieder vorbeischaun.

Beim Start des Projekts vor knapp vier Jahren waren die damals zwölf Plätze sofort vergeben. Weil sich gleichzeitig so viele ehrenamtliche Helfer gemeldet hatten, wurde die Zahl der Kinder nach und nach auf zwanzig aufgestockt. Mehr geht nicht, es fehlt der Platz, inzwischen gibt es eine Warteliste. Die beiden Godshorner Kitas empfehlen den Eltern von angehenden Grundschulern, sich an „Satt & Schlau“ zu wenden, wenn deren Kinder besondere Unterstützung brauchen. Und auch die Lehrer der einzigen Schule im Ort schicken manchmal Jungen und Mädchen mit Förderbedarf. Mal stammen die Kleinen aus kinderreichen Familien, die Hartz IV-Leistungen beziehen, mal müssen ihre alleinerziehenden Mütter hart für den Lebensunterhalt arbeiten, mal haben sie bislang im Ausland gelebt. So wie die neunjährige Veronika: „Ich komme eigentlich aus Russland“, sagt das blonde Mädchen, dem die Mutter für den heutigen Tanzauftritt eigens einen perlengeschmückten Dutt gebunden hat. „Mit meiner Mama spreche ich immer russisch, sie kann fast kein Deutsch.“ Erst kurz vor der Einschulung ist die jetzt Neunjährige nach Deutschland gekommen. Wer sich mit ihr unterhält, mag nicht glauben, dass Deutsch nicht ihre Muttersprache ist.

Inzwischen gibt es an immer mehr Schulen auch nachmittags Unterricht und deshalb eine Kantine. Auch in Godshorn steht das kurz bevor. Den Kindern ein Mittagessen zu bieten, könnte deshalb bald überflüssig werden. Zur Freude von „Zukunft(s)gestalten“-Leiterin Heike Krause: „Wenn das, was wir fördern, irgendwann in die offiziellen Bildungsstrukturen übergeht, ist das doch wunderbar.“ Allerdings sei dann längst noch nicht alles gut: Was weiterhin fehlen werde, sei das spielerische Lernen, das die Pädagogischen Mittagstische bieten.



Wer lernt hier von wem?
 Rosemarie Kahse (oben) mit
 Scharif. Sein Bruder Raschid
 (rechts) mit Laura und
 Sozialpädagogin Yvonne Lippel.



Die Projekte werden somit nicht überflüssig, sondern verlagern nur ihren Schwerpunkt. Auch Falk Wook will seine „Satt & Schlau“-Kinder weiterhin unterstützen, etwas später am Nachmittag und ohne Essen.

Inzwischen sind Irina Trendel und Anna Bock eingetroffen und haben im Obergeschoss ein paar bunte Hocker im Kreis gruppiert. Jeden Freitag bieten die beiden Ergotherapeutinnen ein Sozialtraining an. Bechar und vier weitere Kinder bilden heute die erste Gruppe. Was haben sie in dieser Woche erlebt, was war schön, was traurig? Dann das Thema dieser Stunde: Was ist Mut? Bechar kann seine Aufregung kaum zügeln, zappelt, zieht den Pullover aus und verkehrt herum wieder an, verbirgt das Gesicht unter dessen Kapuze, meldet sich immer wieder mit viel Nachdruck – und weiß dann nicht recht, was er sagen wollte, stottert, nuschelt. „Stop!“, sagt Irina Trendel und hebt dabei die Hand. „Wichtig ist, dass du langsam und deutlich sprichst, damit wir dich besser verstehen.“

Dass Bechar zum Zappelphilipp wurde, ist kein Wunder. Der Achtjährige hat den Bombenterror im Irak und eine gefährliche Flucht erlebt. Und dass nach drei Jahren immer noch nicht klar ist, ob und wie lange die Familie hier bleiben darf, zerrt an den Nerven seiner Eltern, ebenso wie die schwierige finanzielle Situation. Deshalb haben Bechar und sein Bruder Muhsen eine besonders schlechte Ausgangsposition. Doch auch die anderen „Satt & Schlau“-Kids müssen in ihrem Alltag viele Hürden überwinden. Die Ergotherapie spendet ihnen dazu die Kraft.

Die Kinder in jeder Hinsicht zu stärken ist das erklärte Ziel des Pädagogischen Mittagstisches in Godshorn. „Sie sollen das Rüstzeug dafür bekommen, mit aufrechem Gang durchs Leben zu gehen“, sagt Pastor Falk Wook. „Wir möchten sie in die Lage versetzen, ihr Leben zu meistern.“ Allen schwierigen Umständen zum Trotz. ■

Weitere Infos und Fotos:

www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut

Kinderarmut in Deutschland

2012 lebten bundesweit knapp 1,9 Millionen Menschen unter 18 Jahren vom Hartz-IV-Sozialgeld. Das betraf 14,2 Prozent aller Kinder und Jugendlichen in Deutschland. 2,5 Millionen Kinder und Jugendliche, also fast jeder Fünfte, galt nach offizieller Definition als „armutsgefährdet“, das heißt, die Eltern hatten (bei zwei Kindern unter 14 Jahren) maximal 1826 Euro im Monat zur Verfügung, ein alleinerziehendes Elternteil (mit zwei Kindern) sogar höchstens 1391 Euro, jeweils einschließlich Kindergeld und anderer Sozialleistungen. Die schwierige finanzielle Lage bewirkt, dass die Kinder in vieler Hinsicht benachteiligt sind, unter anderem in der Schule. Um das auszugleichen, bietet die Diakonie in vielen Städten Pädagogische Mittagstische an. ■

SCHULDEN

Kultursensibel

Bernhard Kressin berät Menschen, die aus ihren Schulden nicht mehr allein rauskommen. Zu ihm kommen viele Migranten – weil er sich in deren Situation einfühlt und gezielt helfen kann

Von Gregor Ziorkewicz

„Kommt jetzt die Polizei zu mir?“, fragt Ricardo Nuno*. Der Portugiese, der seit 20 Jahren in Deutschland lebt und hier einen Lebensmittelladen führt, hat eine Mahnung bekommen. Bei Nichtbefolgung, so steht darin, drohe die „Zwangsvollstreckung“. Mit dem Brief kam er zum diakonischen „Beratungszentrum Mitte“ im hessischen Dietzenbach. Dort gibt es eine Schuldner- und Existenzberatungsstelle und die dortigen Mitarbeiter können den Portugiesen erst einmal beruhigen. „In Deutschland sind offizielle Schreiben oft so verfasst, dass viele ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger diese gar nicht verstehen“, sagt Michaela Kobialka, die dortige Fachkordinatorin für Schuldnerberatung. „Aus Angst, irgendetwas falsch zu machen, trauen sie sich gar nicht erst, nachzufragen“, ergänzt Bernhard Kressin, Schuldner- und Insolvenzberater.

In hessischen Dietzenbach gehört Migration zum Alltag

Dietzenbach ist eine prosperierende Stadt südlich der Metropole Frankfurt am Main, in der Migration zum Alltag gehört. An den Bushaltestellen und S-Bahnstationen herrscht ein buntes Sprachengewirr. Krankenkassen werben auf Plakaten auf Türkisch, Polnisch oder Russisch. Shisha-Bars und Pizzerien, Döner-Imbisse und türkische Cafés gehö-



ren zum Stadtbild, ebenso wie Lebensmittelläden mit Spezialitäten aus aller Welt. Neben christlichen Kirchen gibt es auch viele andere Gotteshäuser und Gemeinden, darunter drei Moscheen.

Das ehemals dörfliche Dietzenbach ist in den 1980er Jahren ein Ort für viele Sanierungs- und städtische Entwicklungsprojekte geworden. Ein neues Zentrum entstand, Hochhäuser wurden gebaut, um den großen Wohnraumbedarf zu befriedigen. Das alles verlief schnell und unkoordiniert. Die Infrastruktur kam nicht hinterher, so dass die Wohnungen

Briefe, die Angst machen können. Schuldnerberater Bernhard Kressin erklärt einem Klienten, was hinter dem Behördendeutsch steht

* Name von der Redaktion geändert



Bernhard Kressins
Büro liegt in
Dietzenbach – einer
Stadt, in der
über hundert Nationen
zusammenleben



bald zu Niedrigpreisen verramscht wurden. Heute stammt knapp ein Drittel der Bewohner aus über hundert verschiedenen Nationen außerhalb Deutschlands. Damit gehört Dietzenbach zu den Orten mit dem höchsten Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund. Viele der hiesigen Institutionen und Einrichtungen gehen auf diese besondere Situation ein. So ist es in Kindergärten selbstverständlich, dass nicht nur die christlichen Feiertage begangen werden und alle Kinder von den Bräuchen und Ritualen in ihren Familien und Ländern erzählen.

Sich in einem fremden Land selbstständig zu machen, ist eine beachtliche Leistung

Viele ausländische Bürger Dietzenbachs haben sich selbstständig gemacht oder einen Beruf erlernt. „Eine beachtliche Leistung“, sagen die Berater der Diako-

nie. „Das alltägliche Leben ist hier grundsätzlich anders als beispielsweise in Marokko“, ergänzt Bernhard Kressin, der sich auf einer Reise in das nordafrikanische Land bewusst in die Region begeben hat, aus der viele Männer nach Dietzenbach gekommen sind.

Die Bereitschaft, sich selbstständig zu machen, ist bei Migranten höher als bei Deutschen, sagt Kressin. In den meisten Herkunftsländern sei es viel einfacher, ein kleines Geschäft zu eröffnen und damit auch normaler. Bei einer Geschäftseröffnung in Deutschland aber müsse man anders vorgehen, und zum Beispiel Steuerabgaben, Versicherungen, Erwerbssteuer von vorneherein mit einkalkulieren. Doch das geschieht oft nicht, was zu einer finanziellen Schieflage führen kann.

Ricardo Nuno hat genau das erlebt. Er hatte in Dietzenbach einen Lebensmittelladen mit portugiesischen Spezialitäten eröffnet. Im ersten Jahr lief alles



gut. Familie und Freunde packten mit an. Der Laden wurde gut angenommen. Doch nach einem Jahr wurden Versicherungen und Steuern fällig – Kosten, mit denen er nicht gerechnet hatte, und die er nicht sofort begleichen konnte. Mit den ersten Mahnbescheiden und dem Hinweis der Zwangspfändung wurde dem Lebensmittelhändler dann mulmig – und er fand über einen Bekannten den Weg in die Schuldnerberatung.

„In den Erstgesprächen müssen wir oft erst einmal klarmachen, wie das Leben und Wirtschaften in Deutschland funktioniert“, sagt Kressin. Dass mündliche Absprachen hier nicht ausreichen und alles schriftlich nachgewiesen werden muss – und dass das nicht etwa Ausdruck vom Misstrauen ist. Und dass Kontoauszüge gesammelt werden müssen, um bei Behörden vorgelegt werden zu können. Bei der Beratung sei es wichtig, den jeweiligen kulturellen Hintergrund immer im Blick zu haben. Einerseits.

Andererseits unterscheiden sich die Beratungsgespräche mit Migranten nur wenig von denen mit deutschen Klienten. Immer geht es zunächst darum, die Unterlagen zu sichten, zu sortieren, sich einen Überblick zu verschaffen, um dann gemeinsam nach Hilfesritten zu suchen. Wichtig sei hierbei, dass Vertrauen aufgebaut wird.

„Wir müssen vermitteln, dass wir unabhängig helfen und nicht eine staatliche Stelle sind“, sagt Fachkoordinatorin Kobiálka. Denn zum Staat hätten Migranten oft ein ambivalentes Verhältnis, gerade dann, wenn sie aus Staaten außerhalb der EU kämen, in denen kein demokratisches System existiert, erläutert sie. Beratungsangebote seien in den wenigsten Herkunftsländern bekannt, man ließe sich dort von Familie, von Kirche oder Moschee helfen. Umso mehr könne ein Scheitern mit Scham und Angst vor Statusverlust verbunden sein.

Die Gründe, warum sich jemand überschuldet, sind vielfältig. Manche können die Rate für das Auto oder die Wohnungseinrichtung nicht mehr zahlen. Andere müssen der Familie im Herkunftsland finanziell unter die Arme greifen. „Wenn mein Vater herzkrank ist, brauche ich einfach Geld, um die Arzt- und Krankenhauskosten zu bezahlen“, so ein Betroffener. Auch Familienfeste und die Ausbildung der Kinder verursachen oft Kosten, die über den finanziellen Möglichkeiten liegen.

„Die Menschen sind nicht darauf aus, an unsere Sozialleistungen zu kommen. Sie sind hier, weil sie in ihrer Heimat für sich und die Familie keine Perspektive haben. Sie erhoffen sich, bei uns eine Existenz aufbauen zu können“, kommentiert Kressin die aktuelle Debatte über Migration. „Wir müssen uns dazu bekennen, dass wir ein Einwanderungsland sind. Das hätte dann auch Konsequenzen. Nämlich jene, dass wir darüber nachdenken, was Menschen brauchen,

die zu uns kommen. Neuanrücklinge sind oft total verunsichert. Sie wissen nicht, was sie erwartet. Oft kommen Zweifel auf, ob die Entscheidung richtig war, Familie, Freunde und das gewohnte Umfeld zu verlassen. Da ist es wichtig, ihnen Ängste zu nehmen, aber auch zu erläutern, wie sie ihrem Wunsch, in unserer Gesellschaft aufgenommen und akzeptiert zu werden, näher kommen. Nur ein Sprachkurs ist da zu wenig.“

Nicht nur Sprachunterricht, sondern umfassende Integrationskurse

Aus diesen Erfahrungen heraus wünschen sich die Berater in Dietzenbach eine Kultur des Willkommens und Angebote, die noch besser auf die Bedürfnisse von aus dem Ausland kommenden Menschen eingehen. Das Mindeste seien umfassende Integrationskurse, in denen auch Deutschunterricht angeboten wird, und die auf die Bedürfnisse der Klienten abgestimmt sind. Darüber hinaus müsse eine Art Gebrauchsanweisung für unsere Kultur gegeben werden, in denen unsere Alltagsstruktur erfahren werden könne. „Darin besteht die besondere Herausforderung von Integration“, ist Kressin überzeugt. Solche Kurse würden viele Missverständnisse klären. Wenn dies dann noch in unsere Gesellschaft hineinwirkt, dann erst sei Integration wirklich gelungen.

Eine kultursensible Schuldnerberatung, wie sie die Dietzenbacher anbieten, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Die Erfolge sind klein, aber entscheidend für den, den es betrifft. So schrecken Ricardo Nuno behördliche Schreiben nun nicht mehr so sehr. Und wenn ihm das Amtsdeutsch mal wieder zu kompliziert war, weiß er wohin er gehen kann. ■

www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut
www.diakonie.de/Schuldnerberatung

ARMUT
IM ALTER

„Gearbeitet hab ich immer“

Erika Halbich und Cornelia Niederlechner aus München geht es wie vielen Frauen ihrer Generation: Ein Leben lang geackert, doch die Rente reicht trotzdem nicht. Sie kommen zurecht – weil sie das Sparen gelernt haben und weil sie in einem Gemeinschaftszentrum wohnen. **Von Andreas Unger**

Erika Halbich,
geboren am 20.12.1940

Als ich klein war, musste ein Beutel Tee für drei Tassen langen. Zum Frühstück hat jeder ein Milchsemmerl bekommen. Einmal die Woche gab's Fleisch: ein Pfund Wammerl – Schweinebauch – für zehn Leute. Das Armsein macht mir an sich nicht viel aus.

Meine Mutter hatte neun Kinder, bis auf zwei hat sie alle weggegeben. Ich bin mit meinen Brüdern Andi und Hansi bei meiner Tante in Niederbayern aufgewachsen. Geld war keins da. Da gilt man wenig. Aber ich sage Ihnen was: Ich stamme vom Andreas Hofer ab, dem Tiroler Freiheitskämpfer! Mein Vater war nämlich ein Hofer. Vielleicht ist das der Grund, warum ich mich nicht hängen lasse.

Ich bin, wie man so sagt, „ungelernt“. Für die Hauswirtschaftsschule war ja kein Geld da. Aber gearbeitet hab ich immer. Mit zehn Jahren hab ich in einer Tierklinik den Operationsraum sauber gemacht. Auch später habe ich geputzt. Außerdem hab ich in einer Bäckerei gearbeitet, Dampfstationen auf Modemessen verkauft, in Düsseldorf, Berlin und Frankfurt am Main. Dann kamen unsere drei Kinder, da hieß es: aufstehen um halb sechs, alle anziehen, Wäsche waschen, Frühstück machen, die Kinder in die Schule bringen, dann weiter zum Putzen, heim, Mittagessen kochen, Kinder abholen, Hausaufgaben machen und, und, und. Mir ist die Arbeit nie ausgegangen. Das Geld war schon manchmal knapp. Aber wir hatten immer was zum



Knapp 465.000 Senioren sind derzeit auf „Grundsicherung im Alter“ angewiesen – eine staatliche Unterstützung für Menschen, deren Einkünfte im Ruhestand nicht zur Deckung des Existenzminimums ausreichen. Allein zwischen 2012 und 2013 ist die Zahl der Betroffenen um 6,6 Prozent gestiegen und nun so hoch wie nie zuvor. Und: Erfasst sind nur die, die die Grundsicherung auch beantragt haben. Niemand kennt die Zahl derer, die zwar Anspruch darauf haben, diesen aber nicht geltend machen – etwa, weil sie ihre Rechte nicht kennen, mit den Anträgen überfordert sind oder sich genieren.



Erika Halbich war einmal mit ihren Kindern im Urlaub in Italien. Dafür hat sie mit dem Rauchen aufgehört und das Geld gespart

Anziehen, genug zu essen und ein Dach überm Kopf. In den Urlaub sind wir mit den Kindern auch einmal gefahren, 1975. Zu fünft mit dem VW-Käfer meiner Schwägerin nach Riva Caccia. Wir haben Ausflüge nach Rimini gemacht, nach Venedig, Riccione und Ravenna. Es war eigentlich recht schön am Meer. Ich war es gar nicht gewohnt, dass ich nichts zu tun hatte. Bis auf das Kochen natürlich, das ist klar. 1.005 Mark haben uns die drei Wochen gekostet. Das konnten wir uns nur leisten, weil ich davor mit dem Rauchen aufgehört und das gesparte Geld in ein Sparschwein gesteckt habe.

Ich bekomme 580 Euro Rente und 411 Euro Grundsicherung im Monat. Davon bezahle ich 411 Euro Miete, 76 Euro für die Zahnversicherung, 36 Euro für das Krankenhaus-Tagegeld, 30 Euro für Strom, 20 Euro für Telefon und Internet, 40 Euro für Essen auf Rädern, 100 Euro für „Hilfe im Alter“. So bleiben mir 278 Euro im Monat zum Leben. Das reicht mir. Ich bin glücklich, dass ich hierhergekommen bin. Die Nachbarn sind nett, das Essen schmeckt, und man hat immer wen zum Reden. Im Sommer kann ich garteln, Salat und Tomaten habe ich schon angesetzt. Hier bin ich daheim, mir hätte nichts Besseres passieren können.

Innerhalb Deutschlands gibt es ein starkes Gefälle: Frauen sind von Altersarmut stärker betroffen als Männer. Denn in der Generation derer, die jetzt in Rente sind, war das klassische Familienmodell noch stärker verbreitet als heute: Der Mann arbeitet und erwirbt Rentenansprüche, während die Frau sich um Kind, Küche und Haushalt kümmert – und zwar unentgeltlich. Das erklärt auch, warum westdeutsche Frauen stärker unter Altersarmut leiden (3,3 Prozent) als Ostdeutsche (2 Prozent): Im Osten gingen mehr Frauen einer Erwerbsarbeit nach. Vieles spricht dafür, dass Altersarmut in Zukunft noch deutlich steigen wird, weil die hohe Zahl von noch Erwerbsfähigen, die Hartz IV bekommen, heute kaum Rentenansprüche ansammelt und im Alter wahrscheinlich Grundsicherung benötigen wird.

Cornelia Niederlechner, geboren am 20.5.1937

Mein Mann Hansi durfte es erst einmal nicht erfahren. Dass ich einen Laden aufgemacht habe. Er war noch vom alten Schlag, nach dem Motto: Meine Frau hat es nicht nötig zu arbeiten, und ein Mann muss seine Familie alleine ernähren können. 1969 war das. Also haben meine Freundin Traudl und ich die Milchsammelstelle in Moosach eben heimlich eröffnet. Ich hab immer mein eigenes Ding gemacht. Gemerkt hat der Hansi nichts, denn ums Geld hab immer ich mich gekümmert.

Jeden Morgen hab ich ihm fünf Mark, eine Schachtel Zigaretten und eine Brotzeit eingepackt. „Mehr brauch i ned“, hat er gesagt. So kannte er das noch von seiner Mutter. Wenn er auf dem Weg zur Arbeit war, bin ich die drei Kilometer rüber zum Laden geradelt. Erst drei Jahre später habe ich ihm das gebeichtet. Er hat ganz gelassen reagiert.

Ich hab auch Brot und Käse verkauft, später ist ein richtiger Tante-Emma-Laden daraus geworden, mit Salat, Wurst- und Käsetheke und allem Drum und Dran. Ich hatte ideale Voraussetzungen für die Arbeit, denn ich bin eine gelernte Kaltmamsell. Das ist diejenige, die in der Wirtschaft für die kalten Spei-



Cornelia Niederlechner sagt, sie würde auch nicht anders leben, wenn sie ganz viel Geld hätte

sen zuständig ist, vor allem für die Salate und Nachspeisen. Meine zwei Töchter sind nach der Schule immer ins „Gesindezimmer“ über dem Laden gekommen, haben dort Mittag gegessen und ihre Hausaufgaben gemacht. Eine schöne Zeit.

In den 80er Jahren hat in der Nähe ein Supermarkt eröffnet, und meine Kunden sind ausgeblieben. Irgendwann hab ich zugemacht und habe im Supermarkt Regale eingeräumt und geputzt. Von 1983 bis 1985 habe ich die Schwiegermutter bei uns daheim gepflegt – sie war blind und zuckerkrank –, später auch den Stiefvater im Haus gegenüber, und dann auch noch meine Mutter. Und meine vier Enkel waren oft bei mir.

Mir geht's gut hier. Mit meinen Kindern telefoniere ich täglich, mit den Enkeln stehe ich gut, und mit den Nachbarn gibt's keinen Ärger. Und das Geld, das reicht schon irgendwie. Man hilft sich gegenseitig. Meine Nachbarin Frau Halbich bringt mir manchmal was von der Münchner Tafel mit, Fenchel oder Blumenkohl, ich koch's, und dann machen wir miteinander Mittag. Und sie bringt mir Wolle zum Stricken mit, wenn sie im Supermarkt im Angebot ist: einen Viererpack Wolle samt Stricknadeln für fünf Euro. Dann bekommen die Schwiegersöhne und Enkel zu Weihnachten und zum Geburtstag gestrickte Socken.

Manchmal mache ich bei den Ausflügen nicht mit, weil ich nicht mehr so gut laufen kann und weil mir das Geld nicht reicht. Das Gemeinschaftszentrum würde das zwar schon bezuschussen, aber ich will mir nicht nachsagen lassen, dass ich auf Kosten der Gesellschaft lebe. Das ist vielleicht verkehrter Stolz, aber ich bin halt so. Wenn ich ganz viel Geld hätte, würde ich auch nicht viel anders leben. Höchstens in die Oper oder ins Bauerntheater würde ich ab und zu gehen. ■

www.diakonie.de/nachgefragt-arme-erwerbstaetige-sind-die-armen-rentner-12568.html

Gemeinschaftszentrum Integriertes Wohnen

Im Münchner Gemeinschaftszentrum „Integriertes Wohnen“ der Inneren Mission leben Menschen ab 60 Jahren, die staatliche Unterstützung beziehen. Leiter Josef Billeriß über das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner:

„Sie brauchen vor allem ein gutes soziales Umfeld und Hilfen im Alltag. Das fängt beim Wechseln der Glühbirnen an. Wir versuchen, die Netzwerke herzustellen, die es dafür braucht. Wir koordinieren und vermitteln zwischen Bewohnern, Nachbarn, Familienangehörigen, Freunden und professionellen Dienstleistern. So übernehmen zum Beispiel Jugendliche den Einkauf und Nachbarn helfen, Löcher in die Wand zu bohren oder Stuhlbeine zu reparieren. Diese Netzwerke müssen ständig gepflegt werden, sonst schlafen sie ein.

Wenn jemand Pflege braucht, können wir das nicht übernehmen, aber wir können vieles flexibel lösen, etwa durch ambulante Dienste, Behindertenfahrdienste und Essen auf Rädern. So können die meisten unserer Bewohner bis zum Lebensende hierbleiben. Grenzfälle gibt es, wenn jemand nächtliche Betreuung braucht und alle zwei Stunden umgelagert werden muss. Dann kann das Leben in einem Pflegeheim besser sein. ■



Weitere Infos unter:

www.im-muenchen.de, www.diakonie.de

BUCH- UND
FILMTIPPS

Junge Geschichten

Louis Jensen:
33 Cent um ein Leben zu retten

Ist es gerecht, dass täglich viele tausend Kinder in Afrika verhungern? Wo sich ein Kind dort schon für 33 Cent satt essen kann! Als Sohn eines Richters hat der 14-jährige dänische Ich-Erzähler einen scharfen Blick auf die ungerechte Verteilung von Lebensmitteln in der Welt. Was im Gesetz steht, ist richtig, sagt der Vater. Aber niemand wird vor den Richter zur Verantwortung dafür gezogen, dass so viele Menschen verhungern. Da kann etwas nicht stimmen. Damit sich das ändert, folgt der pubertierende Junge eigenen Regeln. Er jobbt im Supermarkt, verkauft die Hälfte seiner Sachen, sammelt Spenden und nimmt – wie Robin Hood – von denen, die zu viel haben. Schließlich bricht er zusammen mit seiner geliebten Freundin mit einem Kühlwagen voller Lebensmittel nach Afrika auf. Man kann bei der Lektüre den elementaren Fragen des jungen Revoluzzers nicht ausweichen. („Hast Du Dir vorgestellt, wie es ist, zu verhungern? Wie das im Magen ist? Wie du immer dünner wirst?“) Erwachsene hält die Geschichte einen Spiegel vor. Haben wir uns nicht längst mit den Zuständen arrangiert? Jugendliche fordert sie auf, über Gerechtigkeit nachzudenken und dafür zu kämpfen. Achtung, überbesorgte Eltern: Der dänische Autor gibt keine Gebrauchsanweisungen! Er mutet jungen Menschen zu, selbst herauszufinden, was richtig ist. Und er traut es ihnen zu.

Hanser, ab 13 Jahren, 155 S., 12,90 €

Andrea Hirata:
Die Regenbogentruppe

Hierzulande unvorstellbar: Eine fünfzehnjährige Lehrerin, die zehn Kinder zusammentrommeln muss, damit sie überhaupt unterrichten darf. Kinder, die so lernbegierig sind, dass sie auch dann noch im Unterricht mitmachen, wenn der Regen durch das löchrige Dach ihres erbärmlich ausgestatteten Klassenraums strömt und sie Schirme aufspannen müssen. Ein Junge, der täglich als erster in der Schule sitzt, obwohl er mit seinem schrottreifen Fahrrad 20 km weit fahren muss. Eine Schulklasse, die kämpft, damit ihre Schule erhalten bleibt. Der junge indonesische Autor Andrea Hirata beschreibt in seinem Roman seine eigene Schulzeit in einem Dorf auf Belitung, einer winzigen indonesischen Insel. Die Kinder stammen aus ärmsten Verhältnisse. Ihre Eltern, oft Analphabeten, arbeiten als Tagelöhner oder Hilfsarbeiter in der zinnverarbeitenden Bergbaugesellschaft. Die Lehrerin ist eine visionäre Vollblutpädagogin, die sich zum Ziel gesetzt hat, dass niemand verloren gehen darf. Die Kinder haben durch sie begriffen, dass Bildung die einzige Chance ist, der Armut zu entkommen. Eine Garantie ist es dennoch nicht. So bricht der mathematisch hochbegabte Lintang die Schule kurz vor dem Ende ab, weil sein Vater gestorben ist und er für den Unterhalt der 14-köpfigen Familie sorgen muss. Aus materialistischer Sicht, so das Resümee des Autors, waren die wenigsten Mitschüler erfolgreich. Doch wurden ihre Persönlichkeiten durch die Schule geprägt. Das Buch besticht durch die liebevoll gezeichneten Figuren und das leidenschaftliche Plädoyer für ein Recht auf Bildung.

Hanser, 270 S., 19,90 €



Beate Dölling: Du bist sowas von raus! Echte Geschichten aus der Arche

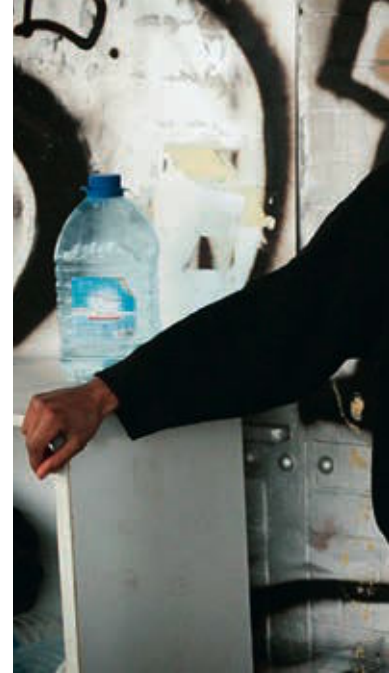
Täglich berichten Medien über Jugendliche, bei denen etwas schief läuft. Berichte über Gewaltexzesse, Drogenmissbrauch und Kriminalität. Die Jugendbuchautorin Beate Dölling schildert die traurigen Einzelschicksale, die dahinterliegen. Plötzlich versteht man, warum sich eine Pubertierende regelmäßig mit Drogen betäubt. Sie spürt dann nämlich nicht mehr die Prügel des Vaters. Komasaufen, Schuleschwänzen oder Klauen – das alles wird nachvollziehbar, wenn man in die Welten der Kinder eintaucht und ihre seelische und körperliche Vernachlässigung miterleben kann. Die Autorin hat sich von vielen Kindern und Jugendlichen aus sozial benachteiligten Familien in dem Kinder- und Jugendwerk „Die Arche“ in Berlin-Hellersdorf erzählen lassen, wie es zu Hause zugeht. Daraus hat sie acht bewegende, spannende Geschichten entwickelt, immer aus der Perspektive der Jugendlichen. Sie stellt die Verhältnisse glaubwürdig dar und thematisiert Armut, Gewalt, Missbrauch und Überforderung, ohne Klischees zu bemühen. Die Geschichten fördern Verständnis für Menschen am Rand der Gesellschaft. Zudem treffen sie sprachlich gekonnt den Ton und Jargon der Jugendlichen und ihrer Eltern und liefern so bei aller Brisanz anschauliche und unterhaltsame Milieustudien.

Gabriel, 297 S., 14,95 €



Jenseits von Hollywood

Filmporträt über zwei,
die sich die Freiheit
genommen haben:
Elias und Louis von der
Band Guaia Guaia



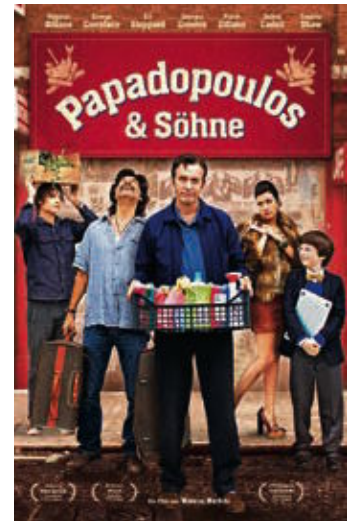
Unplugged: Leben – Guaia Guaia

Nach der zehnten Klasse brechen Elias und Louis aus Neubrandenburg das Gymnasium ab. Ohne festen Wohnsitz ziehen sie durch die Lande. Doch das Etikett „jung, männlich, ostdeutsch gleich perspektivlos“ kann man den beiden Straßenmusikern nicht anheften. Im Gegenteil. Der Dokumentarfilmer Sobo Swobodnik hat die zwei Freunde, die unter dem Bandnamen Guaia Guaia firmieren, ein Jahr lang mit der Kamera begleitet. Sein Porträt „Unplugged: Leben – Guaia Guaia“ zeigt zwei optimistische, fröhliche und dabei reflektierte junge Männer, die machen, was sie wollen: Musik. Im Freien nächtigen sie selten. Oft bietet ihnen jemand einen Schlafplatz an. Klamotten finden sich im Altkleidercontainer. Auch wenn sich andeutet, dass das Duo bei einem Plattenlabel Erfolg haben könnte, beeindruckt der Verzicht auf Materielles zugunsten eines selbstbestimmten Lebens. Ein Leben, das äußerlich arm, aber innerlich reich erscheint.

W-Film / Lighthouse Home Entertainment, 94 Min.,
FSK 0, ca. 15 Euro



Steiler Absturz
in die Pleite –
das ist hart für
die Familie, weckt
aber auch
Lebensgeister



Das ganze Leben liegt vor dir

Marta ist jung, attraktiv und hat soeben ihr Philosophiestudium mit Auszeichnung abgeschlossen. Doch um eine seriöse Arbeitsstelle kämpft sie vergeblich. Sie heuert bei einem Callcenter am Rande Roms an. Statt Heidegger muss sie hier „Big Brother“ kennen. Etwas fasziniert Marta an dieser Welt mit ihren absurden Regeln. Morgens schmettert man vereint Motivationslieder. Aber wer die Quote nicht erfüllt, weil er Kunden lieber berät statt sie schnell über den Tisch zu ziehen, wird rausgeschmissen. Und dann solidarisiert sich niemand. Marta nimmt die Menschen um sie herum ernst und bleibt doch auf Distanz, bis sich die Ereignisse überschlagen. Paolo Virzì inszeniert „Das ganze Leben liegt vor Dir“ manchmal schrill, doch immer packend und mit Tiefgang. Schwungvoll und nur vordergründig amüsant schildert er eine deprimierende Arbeitswelt, in der prekäre Beschäftigung und harte Konkurrenz alltäglich sind. Mitarbeiter und Kunden werden gnadenlos ausgenutzt. Gewerkschaftliches Engagement scheint angesichts global agierender Ausbeuter sinnlos. Isabella Ragonese bezaubert als hochqualifizierte, aber perspektivlose Marta. Man sieht keinen Weg aus den wirtschaftlich schwierigen Lebens-



umständen, dafür aber Menschlichkeit im Kleinen, die bekanntlich unabhängig von akademischen Graden ist. EuroVideo, 117 Min., FSK: 12, ca. 14 Euro

Vom Philosophiestudium
zum Callcenter: Marta lernt eine
prekäre Arbeitswelt kennen

Papadopoulos & Söhne

Harry Papadopoulos hat es geschafft. Der verwitwete griechische Geschäftsmann lebt mit seinen drei Kindern in einer Villa und gehört der oberen Gesellschaftsschicht Londons an. Doch als wegen der Finanzkrise ein Kredit platzt, geht sein Immobilien-Unternehmen in die Pleite, und er verliert über Nacht alles, auch sein Haus. Das gelungene Spielfilmdebüt des griechischstämmigen Regisseurs Marcus Markou zeigt nicht nur den Aufstieg und Fall eines Immigranten in der Finanzmetropole, sondern spielt auch mit Culture-Clash-Situationen. Der Film, obwohl als Komödie angelegt, wirkt ruhig und nachdenklich. Vater und Kinder finden in einem heruntergekommenen Stadtviertel bei Harrys Bruder Spiros Unterschlupf. Diesem gehört auch der längst aufgegebenen Fish&Chips-Laden der Einwandererfamilie. Gemeinsam bauen sie ihn wieder auf, misstrauisch beäugt vom türkischen Kebab-Budenbesitzer nebenan. Dessen Sohn freundet sich überdies gleich mit Harrys Tochter an, was den Vätern, Griechen der eine, Türke der andere, zunächst gar nicht passt. Während Harry weniger dem Geld als seinem früheren Prestige nachtrauert, gehen seine Kinder entspannt mit der neuen Situation um. Denn die ist improvisiert und abenteuerlich sowie von neuem Zusammenhalt geprägt. Good Movies, 109 Min., FSK 0, ca. 17 Euro

LEBENS-
FRAGEN



Der Würde beraubt?

Manchmal nagt die Armut am Selbstwertgefühl. Dann braucht man mehr denn je Menschen, die einem mit Achtung begegnen.

Von Krischan Johannsen

Ich spreche in jeder Dienstschicht bei der Telefonseelsorge mit Menschen, die in Armut leben. Bei Männern und Frauen, die uns häufiger anrufen oder mit uns mailen, kennen wir manchmal die finanziellen Lebensumstände gut. Wir wissen dann, dass spätestens ab der Monatsmitte das Geld ausgehen kann, und wir wissen um die Ausweglosigkeit solcher Situationen, wenn es neben Hartz IV oder einer minimalen Rente kein weiteres Einkommen gibt. Oft hören wir Geschichten, die an das afrikanische Sprichwort erinnern: Man gräbt ein Loch, um ein anderes zu stopfen.

Armut ist nicht freundlich. Sie hat keine romantische Seite. Sie beißt nur mal weniger und mal mehr. Wie bei der Oma, die am meisten darunter leidet, dass sie ihren Kindern und Enkeln nichts schenken kann zu den wichtigen Festen. Für sich selbst braucht sie wenig. Sie hat sich an den Mangel gewöhnt. Aber nichts geben zu können – das trifft sie.

Im Gespräch mit ihr wird deutlich, worum es im Kern geht. Sie fühlt sich ihrer Würde beraubt, wenn sie nichts hat für die Enkel. Wenigstens etwas Kleines, eine Süßigkeit, ein kleines Spielzeug sollte es sein. Ich erinnere mich an eine ältere Tante, von der ich manchmal uralte Schokolade bekam. Ich mochte diese Schokolade nicht, aber ich weiß noch gut, dass ich schon als Bub begriff, wie wichtig ihr dieses Geschenk war.

Armut nagt an unserer Würde. Armut schränkt, wie manche Krankheiten auch, unsere Autonomie ein – unsere Fähigkeit, aus uns heraus das zu tun, was wir als richtig erachten. Aus der Fähigkeit, entscheiden zu können, entsteht Selbstachtung.

Oft ist es das Gefühl schwindender Würde, das Menschen verzweifelt sein lässt. Nur finden sie keine Worte dafür. Kaum jemand sagt: Mir fehlt es an Würde, an Selbstachtung, an Autonomie. Sie sagen statt dessen: Ich bin traurig. Ich bin erschöpft. Ich fühle mich kraftlos. Ich kann doch nichts mehr tun. Ich bin verzweifelt. Die sind doch sowieso alle blöd. Ich könnte nur noch weinen. Ach, gäbe es mich doch nicht mehr!

Könnte im Fall meiner Anruferin denn die Würde wieder hergestellt werden, wenn ich ihr Geld für Geschenke zukommen ließe? Schon der Gedanke daran ist schal. Ich muss kein ausgebildeter Berater sein, um zu wissen, dass dies falsch wäre. Es geht um etwas ganz Essenzielles. Um Würde, die von Men-

schen weder gegeben noch genommen werden kann. Würde ist unser göttliches Geburtsrecht. Sie ist die Spur Gottes in uns allen. Daraus leiten sich Achtung und Respekt ab. Würde ist etwas, was wie der begleitende Basso Continuo in einem Musikstück in jeder Begegnung zwischen Menschen schwingen muss. Auch wenn mein Gegenüber vielleicht gerade taub ist für den Klang der Würde – ich kann ihn trotzdem hören und ich lausche danach. Ich glaube, dass die Selbstachtung wieder Raum gewinnt, wenn ich als Begleiterin, als Berater, als Sozialarbeiterin oder Krankenpfleger unverrückbar daran festhalte, das mein Gegenüber Würde hat. Vielleicht ist sie dem anderen gerade unhörbar, unsichtbar – aber ich sehe sie.

Ich weiß doch auch, wie schnell ich mich schwach und wertlos fühle, wenn ich die Dinge nicht so tun kann, wie ich möchte. Und dass ich mich dann meistens klein und hässlich denke. Mir hilft es dann, wenn es jemanden gibt, der in allem an mich glaubt.

Mit der alten Dame über ihre Würde zu sprechen war erst schwierig. Sie hat dann überlegt, dass die Enkel sich vielleicht über ein Oma-Zuckerwasser mit ein paar Tropfen Zitrone freuen könnten, und dass sie die Kinder ohnehin spüren lässt, wie sehr sie sie liebt.

Manchmal wünschte ich, dass wir mehr Bewusstsein hätten für unsere eigene Würde und die aller anderen, und dass wir lernten, besser davon zu sprechen. Ich glaube, wir würden da das Leben in seiner Heiligkeit und Tiefe viel besser erfassen. ■



Der Autor:

Krischan Johannsen leitet seit 2009 die Telefonseelsorge in Stuttgart. Für das Diakonie magazin schreibt er regelmäßig über Fragen des Lebens, die ihn und viele seiner Anrufer bewegen.

www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut

Hier können Sie sich den Text vom Autor vorlesen lassen.



STARTHILFE

In der Holzwerkstatt und
auf der Schulbank:
In der Jugendwerkstatt
Hindenburg ist die Stimmung
oft gut, aber dahinter steckt
viel Motivationsarbeit

Früher Schulabbrecher,
heute richtig
gerne am Arbeiten:
Dennis Neumann
ist Dachdecker



Auf dem Weg nach oben

Hartz IV in der dritten Generation? Das muss nicht sein.

In Sachsen-Anhalt versuchen Mitarbeiter einer Jugendwerkstatt den Teufelskreis von Armut, Bildungsferne und Hoffnungslosigkeit zu durchbrechen. Junge Leute kriegen hier „Starthilfe“ – so auch der Name des Projektes

Von Beate Krol

In der Holzwerkstatt der Jugendwerkstatt Hindenburg sieht es nach einem ruhigen Tag aus. Ein junger Mann mit Silberkettchen und Baseballmütze passt gerade das letzte Brett in ein Vogelhäuschen ein. Zwei gut gelaunte Kollegen justieren eine Kreissäge. Eine junge Frau mit Kopftuch wartet auf den Leim, den gerade jemand anders benutzt.

Alles ganz entspannt? Frank Schneidler, Ausbilder und Meister für Heizung, Lüftung und Sanitär, findet das keineswegs. Drei der acht jungen Männer sind nach längerer Abwesenheit zum ersten Mal wieder dabei. Das bedeutet Stress – für sie und die Gruppe. Sie müssen sich einen Arbeitsplatz einrichten und neue Werkstücke beginnen. Die anderen wiederum müssen die dadurch entstehende Unruhe aushalten.

In einem normalen Ausbildungsbetrieb wäre so eine Situation wohl kein Problem. Im Projekt „Starthilfe“ der Jugendwerkstatt kann die Stimmung blitzschnell kippen. Das zertifizierte Modell-

projekt des Diakoniewerks Osterburg e.V. in Sachsen-Anhalt will benachteiligte Jugendliche im Landkreis Stendal aus der Perspektivlosigkeit herausholen und einen Anschluss an den Arbeitsmarkt ermöglichen. 24 junge Leute zwischen 16 und 25 Jahren lernen hier für den Hauptschulabschluss und praktizieren unter fachkundiger Anleitung in verschiedenen Werkstätten. Die Teilnehmer haben keine einfachen Biografien. Viele haben die Schule abgebrochen, manche sind verschuldet, nehmen Drogen, leiden unter psychischen Erkrankungen oder sind traumatisiert. Fast alle von ihnen kommen aus Familien, die Hartz IV beziehen.

„Es ist ein Seiltanz“, sagt Frank Schneidler, als er am späten Nachmittag ermattet auf dem Mitarbeitersofa sitzt. Aber es ist dann doch alles gut gegangen. Zwar haben sich viele ablenken lassen, aber niemand hat geschrien oder gewütet. Zwei junge Männer blieben sogar so gelassen, dass Schneidler noch ein

kleines Experiment mit ihnen gewagt hat: Immer wenn sie ihn um Hilfe baten, konnte er gerade nicht. Zweck der Übung: Die beiden sollen lernen, selbst Entscheidungen zu treffen, denn das wird in den Praktikumsbetrieben von ihnen verlangt.

Frank Schneider ist seit vier Jahren als Ausbilder in der Jugendwerkstatt tätig. Wie alle anderen Mitarbeiter des Starthilfe-Projekts ist er immer auf Empfang geschaltet. Wie ein Seismograf registriert er jede kleinste Veränderung bei den jungen Frauen und Männern. Das fängt bereits morgens am Goldbecker Bahnhof an, wo Schneider die Jugendlichen um halb acht mit einem Transporter abholt. Wirkt jemand bedrückt? Ist jemand besonders aufgedreht oder aggressiv? Gibt es jemanden, den sie einem Drogentest unterziehen müssen? Schneider studiert die Gesichter genau und gibt seine Eindrücke an die Kollegen weiter. Nur wenn die Ausbilder adäquat reagieren, fassen die Jugendlichen Vertrauen. Gleichzeitig können sich die Mitarbeiter innerlich gegen Angriffe und Ausfälle wappnen. Etliche Teilnehmer leiden unter starken Verhaltensstörungen „Manchmal schreit jemand in der Werkstatt fünf Minuten lang“, sagt Schneider, „das muss man aushalten können.“

„Man muss in der Lage sein, jeden Tag mit den Jugendlichen neu anzufangen“

Heute ist Jasmin Ritter*, eine junge Frau aus der Nähgruppe, auf Krawall gebürstet. Die 19-Jährige mit den langen dunklen Haaren sitzt mit vier anderen Mädchen an einem großen Holztisch. Vor ihnen auf der zerfurchten Platte liegen fröhliche bunte Stoffe, die sie auftrennen und ausschneiden sollen. Die Jugendwerkstatt näht für Kitas und Kirchengemeinden. Die jungen Frauen haben demonstrativ die Arme verschränkt und schauen, als ginge sie das alles nichts an. Nur eine nestelt ein wenig an einem Stück Stoff herum. Jasmin Ritter hat heu-



Petra Pigorsch (l.) ist Polstermeisterin und leitet auch die Nähwerkstatt und die Küche

te ihr Praktikum in einem Altenheim abgebrochen. Die alten Menschen, der Geruch, das Windeln, „das ist einfach nichts für mich“, sagt sie. Trotzdem ist sie frustriert und hat die anderen mit ihrem Frust angesteckt.

Altenheime und Krankenhäuser gehören zu den Hauptarbeitgebern in der Region. Der Kreis Stendal gilt wie das ganze Land Sachsen-Anhalt als strukturschwach. Die Arbeitslosenquote liegt mit rund 12 Prozent weit über dem Durchschnitt, viele Bürger erhalten ergänzende Sozialleistungen.

Auf junge, verhaltensauffällige Schulabbrecher wartet da niemand. „Bleiben Sie weg damit! Wir haben genug fleißige Bewerber“, bekommen die Starthilfemitarbeiter oft zu hören, wenn sie einen Praktikumsplatz für ihre Schützlinge suchen. Sich angesichts dieser Perspektivlosigkeit zu motivieren, ist für die Jugendlichen nicht einfach. „Es hat doch alles keinen Sinn“, sagt Jasmin Ritter, die in den letzten Jahren kaum in der Schule

war und immer wieder mit Psychodrogen aus der Realität flüchtet.

Damit sich solche Anti-Stimmungen nicht verfestigen, gelten in der Jugendwerkstatt strenge Regeln. Egal wie aussichtslos die Lage scheint, Arbeitsverweigerung wird nicht geduldet. Petra Panse, Leiterin der Jugendwerkstatt, erteilt Jasmin Ritter deshalb am Nachmittag Hausverbot. Anders als befürchtet akzeptiert die junge Frau den Verweis. Zwei Stunden später bekommt Petra Panse von ihr eine SMS. Eine Entschuldigung, fehlerfrei geschrieben und mit einer kurzen Erklärung versehen.

Dieses widersprüchliche Verhalten begegnet den fünf Mitarbeitern der Jugendwerkstatt ständig. „Man muss in der Lage sein, jeden Tag neu mit den Jugendlichen anzufangen“, sagt die Leiterin, „wer das nicht kann, geht sofort baden.“ Ihr Team bringt geballte Lebenserfahrung mit: Petra Panse selbst ist gelernte Kellnerin und führte mit ihrem Mann einen Heizungsbaubetrieb, bevor sie So-

* Name von der Redaktion geändert



Morgens Unterricht, nachmittags greift die Teilnehmerin zum Bohrer. Frank Schneider (im roten Pulli) hat alles im Blick.

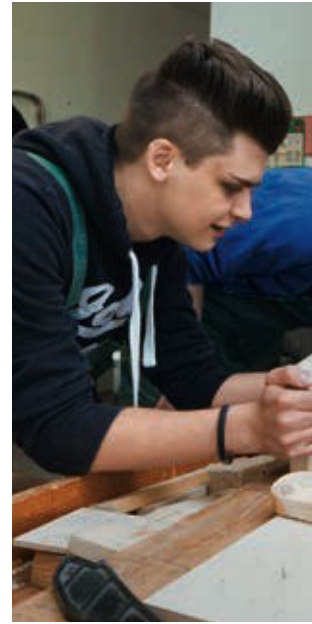
zialpädagogik studierte und eine Ausbildung zur systemischen Familientherapeutin machte. Petra Pigorsch, zuständig für Nähwerkstatt, Küche und Polsterei, ist Polstermeisterin und hatte ebenfalls einen eigenen Betrieb. Der Sozialarbeiter Christian Koch war selbstständiger Zimmermeister, und Frank Schneider arbeitete als Baustellenleiter, bis er in die Jugendwerkstatt kam. Lehrer Hartmut Schulze hat zusätzlich Erzieher gelernt.

Die Jugendlichen bekommen vom Team „Hilfe ohne Wenn und Aber“, so das Motto von Petra Panse. Sie und ihre Kollegen gehen zu Bewerbungsgesprächen mit und machen Hausbesuche, wenn jemand unentschuldigt fehlt. Bei Bedarf arrangieren sie Termine bei der Schuldnerberatung oder schalten sich beim Jugendrichter ein. „Die setzen sich ein. Die sind nicht so versteift“, sagt Andreas Dittebrandt, ein junger Mann, der über die Jugendwerkstatt eine Stelle in seinem Traumberuf fand: Tätowierer. Auch der 22-jährige Dennis Neumann





Andreas Dittebrandt hat's geschafft. Er arbeitet als Tätowierer. Das ist sein Traumjob



verdankt der Jugendwerkstatt seinen Traumberuf. Der einstige Schulabbrecher arbeitet heute in einem kleinen Betrieb als Dachdecker-Gehilfe. Frank Schneider hatte ihn ins Praktikum vermittelt, er kannte den Chef vom Tischtennisstraining. Wenn Dennis Neumann von dem Tag erzählt, an dem er die Zusage bekam, fangen die braunen Augen hinter der eckigen Brille an zu leuchten. „Es war unglaublich“, sagt er, „ich konnte nicht schlafen. Ich war so glücklich.“

Dieses Gefühl hält sich bis heute. Jeden Abend freut sich Dennis Neumann auf den nächsten Tag. Er liebt es, draußen zu sein, mag Höhenunterschiede, hat gern mit Kollegen und Bauherren zu tun und genießt es, dass jede Baustelle anders ist. Auch, dass er sein eigenes Geld hat, tut ihm gut. Von den ersten Gehältern hat er seine Wohnung mit Laminat ausgelegt und eine Schrankwand gekauft. Jetzt spart er auf den Führerschein. „Ich bin unendlich dankbar. Sie haben uns getreten und es hat geklappt.“

Natürlich erlebt nicht jeder Teilnehmer der Jugendwerkstatt ein solches Happy End. Aber es sind doch einige. Die Einrichtung hat in den letzten Jahren eine Opti-kerauszubildende, einen Statistikstudenten, mehrere Krankenpfleger, Altenhelfer, Verkäufer, einen Tierwirt und einige Grünanlagenpfleger hervorgebracht. Dazu kommen viele andere, die ihren Hauptschulabschluss nachgemacht oder sich für eine Maßnahme qualifiziert haben, die eine Berufsausbildung umfasst. Und selbst diejenigen, die abrechen, scheinen von der Zeit in Hindenburg zu profitieren. „Es war eine harte Schule, aber gut“, bekommen die Mitarbeiter oft zu hören, wenn sie beim Einkaufen in Stendal ehemalige Teilnehmer treffen.

Dabei lässt sich nur schwer vorhersagen, wer sich wie entwickelt. Petra Panse und ihre Kollegen haben schon die erstaunlichsten Wandlungen erlebt, „von unnormal zu stinknormal“. Oft werden diejenigen, die besonders widerstrebend

sind, die besten Teilnehmer. Jemand wie Jasmin Ritter aus der Nähgruppe könnte in diese Kategorie fallen. Als die Jugendwerkstatt beim Elbhochwasser ausrückte, half sie unermüdlich. Auch eine andere junge Frau, die 22-jährige Jessica Schäfer*, verfügt über eine enorme innere Stärke. Sie steht jeden Morgen um fünf Uhr auf, macht sich und ihre vierjährige Tochter fertig und bringt die Kleine mit dem Rad zur Kita, bevor sie selbst in der Jugendwerkstatt erscheint.

„Tut mir leid, ich habe nur eine Stunde geschlafen“

Auch die sieben Jugendlichen, die mit Hartmut Schulze im ersten Stock für ihren Hauptschulabschluss büffeln, stecken voller Überraschungen. „Tut mir leid, ich hab nur eine Stunde geschlafen“, sagt ein junger Mann. Kurz darauf rechnet er als erster eine komplizierte Flächenberechnung aus. Ein anderer, der wegen Stotterns einen Schwerbehinder-

* Name von der Redaktion geändert



Die jungen Männer lernen nicht nur, wie man Vogelkästen baut. Es geht auch um Teamwork und Konzentrationsfähigkeit



„Hilfe ohne Wenn und Aber“ lautet das Motto von Petra Panse, Leiterin der Jugendwerkstatt

tenausweis hat, beantwortet eine Frage von Hartmut Schulze, ohne auch nur ein einziges Mal beim Sprechen zu haken. Eine suizidgefährdete junge Frau muss immer wieder herzlich über die anderen lachen. Das sind Erfolge, die Petra Panse und ihr Team sehen und wahrnehmen. Für viele Jugendliche ist es auch schon ein Fortschritt, wenn sie jeden Tag kommen. Viele sind gewöhnt, bis mittags zu schlafen. Das gilt besonders für diejenigen, die im Stendaler „Ghetto“ wohnen, eine Plattenbausiedlung, in der ausschließlich Hartz IV-Empfänger leben. Kaum jemand dort hat einen geregelten Tagesablauf. Die Wände sind dünn, jeder Streit, jede Prügelei und jede Party der Nachbarn dringt zu den Jugendlichen durch. Einmal, als Petra Panse dort zum Hausbesuch kam, wollte ein Postbote verhindern, dass sie das Haus betritt – aus Angst, ihr könnte etwas geschehen.

Umso wichtiger sind daher auch die sogenannten „Erlebnisse“, die das Starthilfe-Team regelmäßig anbietet. Dennis

Neumann, der Dachdecker-Gehilfe, schwärmt von einer Kanutour. Andere führen zum ersten Mal in ihrem Leben Schlitten oder Straßenbahn oder besuchten eine größere Stadt wie Magdeburg. Auch Theaterspielen gehört dazu, zuletzt machten die Hindenburger beim Stendaler Theater-Wettbewerb mit. Seit letztem Jahr gibt es eine gemeinsame Weihnachtsfeier, um den oft einsamen Feiertagen im Stendaler Plattenbauviertel etwas Schönes entgegenzusetzen.

Unverzichtbar für den Erfolg des Starthilfe-Projektes ist auch die enge Zusammenarbeit mit dem Jugendamt und dem Jobcenter. Deren Angestellte vermitteln die Jugendlichen und bleiben die gesamte Zeit über mit den Projektmitarbeitern im Gespräch: Wie regelmäßig kommt jemand? Welche Fortschritte zeichnen sich ab? Kann eine vorher erfolgte Hartz-IV-Kürzung reduziert werden? Auch die Jugendlichen selbst werden immer wieder in die Treffen einbezogen, zum Beispiel, wenn es darum geht, gemeinsam über

eine Anschlussmaßnahme oder eine Therapie nachzudenken.

Steffen König* hat das Jobcenter die bisherige Kürzung fast zurückgenommen. Der 20-Jährige ist zum zweiten Mal bei der Starthilfe. Im vergangenen Jahr brach er nach wenigen Tagen ab. Dieses Mal will er es durchziehen, um danach eine Reha-Ausbildung bewilligt zu bekommen. Sein Berufsziel ist Maler und Lackierer. Über seinen Werdegang spricht der junge Mann ganz offen. Er hat eine Lese-Rechtschreib-Schwäche und von der ersten Klasse an, wie er sagt, „keinen Bock auf Schule“ gehabt. Der Vater trank und schlug, Steffen schlug zurück und ging mit 14 ins Heim. Später wurde er straffällig, Körperverletzung. Einen Schulabschluss hat er nicht. Eine Ausbildung zum Maler und Lackierer brach er ab, weil er „privaten Stress“ hatte. Dass er hier in der Jugendwerkstatt um sechs Uhr aufstehen muss, sei in den ersten beiden Wochen schlimm gewesen, erzählt er. Inzwischen komme er aber gut zurecht.

Als heute das Gewusel in der Werkstatt ausbrach, gehörte Steffen König zu denen, die konzentriert weiterarbeiteten. Am Ende des Arbeitstages ist sein Meisenkasten fast fertig. Ein schräges Dach beschirmt das Loch, dahinter ist Platz zum Brüten.

Für heute wird die Holzwerkstatt geschlossen. Morgen geht es weiter. Die Jugendlichen schließen ihre grünen Arbeitshosen und die Arbeitsschuhe in den Spind ein und besteigen den weißen Transporter, der sie zurück zum Goldbacher Bahnhof bringt. Frank Schneider will heute bis zur Abfahrt des Zuges bleiben. Manchmal hängen unruhige Tage den Jugendlichen nach. Dann sollen sie noch mit ihm reden können, bevor sie nach Hause fahren. ■

Weitere Infos und Fotos unter:
www.diakonie-osterburg.de

www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut.de

Ein kleiner Film unter:
www.jugendsozialarbeit-paritaet.de

INTER-
NATIONAL

Armut ist eine globale Herausforderung

Reicher Norden – armer Süden? So einfach lässt sich die Welt nicht mehr aufteilen. Ein Gespräch mit Petra Zwickert und Klaus Seitz über soziale Ungerechtigkeit in Zeiten der Globalisierung.



Diakonie magazin: Für eine Bäuerin in Kenia, die nach einer Missernte nicht weiß, wie sie ihre Kinder ernähren soll, ist eine alleinerziehende, von Hartz IV lebende Mutter in Deutschland eine reiche Frau, weil sie eine trockene, warme Wohnung und keine Angst vor Hunger hat. Warum bezeichnen Sie beide Frauen als arm?

Petra Zwickert: Die Frau in Kenia ist arm, das ist unmittelbar einleuchtend. Aber Armut ist nicht einfach nur Hunger. In Deutschland gehört mehr als nur ein Dach über dem Kopf zum Lebensnotwendigen. Auch soziale Teilhabe muss gewährleistet sein: Können es sich Familien leisten, die Kinder auf Klassenfahrt mitzuschicken, ins Kino zu gehen oder Geburtstagsgeschenke zu machen? Für eine alleinerziehende Mutter, die von Hart IV lebt, ist das schwierig.

Dr. Klaus Seitz: Armut hängt nicht allein von der Höhe des Einkommens ab, sondern in erster Linie davon, inwieweit Menschen über die Möglichkeiten verfügen, ihre Lebenspläne adäquat zu verwirklichen. In der internationalen Diskussion hat der Ansatz des indischen Wirtschaftswissenschaftlers Amartya

Petra Zwickert leitet das Zentrum für Migration und Soziales der Diakonie Deutschland, Dr. Klaus Seitz die Abteilung Politik bei Brot für die Welt. Beide Organisationen sind Teil des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung in Berlin.

Das Gespräch führten Ulrike Baumgärtner und Justine Schuchardt



„Armut hängt nicht alleine von der Höhe des Einkommens ab.“

Dr. Klaus Seitz

„Alleinerziehende Frauen haben ein mehr als doppelt so hohes Armutsrisiko wie der Durchschnitt.“

Petra Zwickert

Sen große Bedeutung gewonnen. Demnach ist Armut ein Mangel an Verwirklichungschancen, ein Mangel an Teilhabe, und diese hängen von gesellschaftlichen und politischen Bedingungen ab. Daher kann auch ein Mensch, der materiell besser gestellt ist, als arm bezeichnet werden, je nach den Umständen.

Diakonie magazin: Ist der Mangel an Verwirklichungschancen identisch mit dem Mangel an Teilhabe?

Seitz: Nicht ganz. Teilhabe ist nur ein Aspekt davon. Es geht auch um die Möglichkeit, überhaupt individuelle Kompetenzen ausbilden zu können, zum Beispiel durch den Zugang zu Bildung. Der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung bezeichnet Menschen als arm, die nicht über die finanziellen Möglichkeiten verfügen, am üblichen gesellschaftlichen Leben minimal teilnehmen zu können. Auch bei den internationalen Organisationen, wie zum Beispiel der Weltbank, wird inzwischen dieses erweiterte Verständnis von Armut zugrunde gelegt. Man spricht von einem mehrdimensionalen Armutsverständnis. Aber es kommt noch ein anderer As-

pekt dazu, der in der wissenschaftlichen Diskussion über Armut intensiv diskutiert wird: das Ausgeschlossenwerden ganzer Bevölkerungsgruppen von gesellschaftlichen Entwicklungen, vom gesamtgesellschaftlichen Wohlstandswachstum. Das ist in vielen Entwicklungsländern derzeit ein großes Problem.

Zwickert: In Deutschland geht es vor allem darum, dass sich theoretische Chancen auch in realer Gerechtigkeit niederschlagen, zum Beispiel bei der Bildung: Theoretisch hat jedes Kind die Möglichkeit, bei entsprechender Begabung eine höhere Schule zu besuchen, aber wir wissen, dass das in der Realität nicht so ist.

Diakonie magazin: Aber in südlichen Ländern gibt es doch mehr existenzielle Armut als hier.

Seitz: Ja, da gibt es einen Unterschied. Derzeit geht man davon aus, dass rund 1,2 Milliarden Menschen in extremer Armut leben müssen – und das heißt, jeder sechste Mensch auf der Welt. Die Weltbank definiert Menschen als extrem arm, wenn sie weniger als 1,25 US-Dollar pro Tag zur Verfügung haben. Diese Ar-

mutslinie ist allerdings umstritten. Wer darunter liegt, hat jedoch in der Tat große Mühe, seine existenziellen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Diese extreme Armut gibt es bei uns kaum. Aber die relative, marginalisierte Situation der Menschen, die sich in Armut befinden, ist vergleichbar.

Diakonie magazin: „Armut ist weiblich“ heißt es in Fachkreisen. Warum?

Zwickert: Das gilt für Deutschland auf jeden Fall. Besonders alleinerziehende Frauen sind von Armut betroffen. Sie haben ein mehr als doppelt so hohes Armutsrisiko als der Durchschnitt, und fast 40 Prozent sind trotz Erwerbstätigkeit auf Hartz-IV-Leistungen angewiesen. Alleinerziehende Frauen haben – etwa weil sie in Teilzeit oder unter prekären Bedingungen arbeiten – oft einen geringen Verdienst, der für sie und ihre Kinder nicht ausreicht. Von gesetzlichen Rahmenbedingungen wie dem Ehegattensplitting profitieren Verheiratete. Nach einer Trennung steht Frauen dann oft nur ein Teilzeit-Einkommen oder ein schlecht bezahlter Job zur Verfügung. Auch im Rentenalter machen sich durch

Erziehungs- oder Pflegezeiten entstandene Lücken in der Renteneinzahlung bemerkbar, erst recht, wenn Frauen dann alleinstehend sind.

Seitz: Dies trifft auf globaler Ebene noch in viel schärferem Maße zu, denn zwei Drittel der extrem Armen sind Frauen und Mädchen. Wie in Deutschland hängt dies auch mit den unterschiedlichen Rollen der Frau in der Gesellschaft zusammen und auch mit nicht hinreichend erfüllten Rechtsansprüchen.

Ein Beispiel: Weltweit werden 80 Prozent der Grundnahrungsmittel von Frauen produziert, sie arbeiten auf dem Land, aber nur zu zehn Prozent sind sie auch Eigentümerinnen des Landes. Nur ein Viertel der Parlamentssitze weltweit werden von Frauen gehalten. Somit ist ihr Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen gering.

Brot für die Welt hat vor einigen Jahren die langfristigen Wirkungen seiner Arbeit untersucht und dabei festgestellt, dass die Frauenförderung besonders wirkungsvoll war. Wo die Position der Frauen gestärkt wurde und damit auch ihr Einkommen, kam das der ganzen Gemeinschaft zugute.



Diakonie magazin: In Namibia ist die Ungleichheit innerhalb des Landes weltweit am größten. Neben sehr armen Menschen leben hier welche, die reicher sind als reiche Europäer. Kann man daher von einer Globalisierung von Arm und Reich sprechen?

Zwickert: Ja, die Schere zwischen Arm und Reich nimmt auch in Deutschland zu. Die reichsten zehn Prozent der Bevölkerung besitzen mehr als die Hälfte des gesamten Privatvermögens, die ärmsten 50 Prozent verfügen gerade mal über 1,2 Prozent des Privatvermögens. Da die Löhne in den unteren Bereichen seit Jahren sinken, steigt das Armutsrisiko. Die öffentliche Hand wird immer ärmer, die Staatsverschuldung ist gestiegen, vor allem zur Bewältigung der Finanzkrise. Das Geld fehlt für die soziale Infrastruktur.

Seitz: Wie Sie sagen, die Ungleichheit zwischen Arm und Reich nimmt auch bei uns zu. Daher müssen wir von einer Globalisierung der sozialen Frage sprechen. Man kann die Welt nicht mehr in einen wohlhabenden Norden und einen armen Süden aufteilen. Die Kluft zwischen Armut und Reichtum geht grenzüber-

„Die Politik wird auch in Deutschland ihrer Verantwortung für einen sozialen Staat nicht gerecht.“

Petra Zwickert

schreitend durch die Gesellschaften. Es gibt viel Reichtum auch im Süden, vor allem in den Schwellenländern, den Zentren der weltwirtschaftlichen Dynamik, in China, Indien, Südafrika, Brasilien. Sie übertrumpfen heute sogar die Wirtschaftsleistungen der alten Industriestaaten. Die Vereinten Nationen haben soeben eine Studie vorgelegt zum Thema

„Die gespaltene Menschheit – humanity divided“. Demnach hat die soziale Ungleichheit in der Welt in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Die Mehrheit der Weltbevölkerung lebt heute in Ländern, in denen sich die soziale Kluft in den letzten 20 Jahren vertieft hat.

Gleichzeitig gibt es aber auch Fortschritte in der Armutsbekämpfung. In vielen Ländern hat sich der Anteil extrem armer Menschen reduziert. Das erste Millenniums-Entwicklungsziel, das die Halbierung des Anteils der extrem Armen zwischen 1990 und 2015 anstrebt, wird erreicht werden. Aber um den Preis einer Zunahme der sozialen Ungleichheit.

Zwickert: Die unsoziale Spaltung der Gesellschaft verringert die Aufstiegschancen. Diese sind in homogenen Gesellschaften, wie etwa in Skandinavien, größer. Die sprichwörtliche Karriere vom Tellerwäscher zum Millionär gibt es selbst in den USA nicht, weil auch dort Ressourcen ungleich verteilt sind.

Seitz: Es gibt interessante Studien von Richard Wilkinson, einem britischen Gesundheitsökonom, der nachweist, dass extrem ungleiche Gesellschaften weniger in der Lage sind, die zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen zu bewältigen. Sehr stark von Ungleichheit geprägte Gesellschaften sind demnach in höherem Maße von Kriminalität, Krankheit, aber auch von Umweltgefahren geprägt als Staaten mit weniger Ungleichheit. Damit wird sich auch die Post-2015-Agenda auseinandersetzen müssen, die nach den Millenniumszielen

kommt. Hunger und extreme Armut könnten endgültig abgeschafft werden, die Menschheit verfügt über die technischen, materiellen und politischen Voraussetzungen dazu. Aber das wird nur gelingen, wenn auch mehr soziale Gerechtigkeit verwirklicht wird.

Zwickert: Die Politik wird auch in Deutschland, einem wohlhabenden

Es ging nicht mehr

Diana Ross, Mutter dreier Kinder, war zwölf Jahre lang arbeitslos. Erst ein Zusammenbruch brachte die Wende.

Von Sebastian Hoff

Die Arbeitslosigkeit schlich sich in das Leben von Diana Ross wie eine tückische Krankheit: Zunächst nahm sie diese gar nicht wahr. Dann spürte sie eine Art Unwohlsein. Und schließlich verschlimmerte sich ihr Zustand dramatisch.

Das Leben der 36-Jährigen verlief zuvor nicht anders als das vieler Frauen. Nach der Schule absolvierte sie eine Ausbildung zur Bürokauffrau, im Jahr 2000 bekam sie ihr erstes Kind und blieb zu Hause. Zwei Jahre später kam das zweite Kind, schließlich das dritte. Immer wieder unternahm sie Anläufe, arbeiten zu gehen, aber ein Job fand sich nicht, und mit Haushalt und Kindern war sie ausgelastet.

Das änderte sich, als auch das dritte Kind zur Schule ging. „Morgens, wenn alle aus dem Haus waren, spürte ich eine gewisse Leere“, erzählt Diana Ross. Sie schrieb Bewerbungen über Bewerbungen, erhielt aber nur Absagen. Da ihr Mann aus gesundheitlichen Gründen immer wieder längere Zeit nicht arbeiten konnte, lebte die Familie von Hartz IV – komplett oder als Aufstocker. „Wir hatten zeitweise nur etwa 250 Euro im Monat zum Leben. Das war richtig knapp“, erinnert sie sich. Kinobesuche wurden zum Luxus, der Speiseplan richtete sich nach den Sonderangeboten im Supermarkt. Restaurantbesuche mit Freunden wurden unter Vorwänden abgesagt, Urlaube blieben ein Traum. Trotz aller Sparmaßnahmen: Das Geld reichte oft nicht aus. „Wenn ein Kind eine neue Winterjacke brauchte, habe ich Freunde und Verwandte um einen Zuschuss gebeten“, sagt Diana Ross. Diese Bettelanrufe seien ihr schwergefallen, lange sei sie um das Telefon herumgeschlichen. Auch der Gang zur Essensausgabe der Tafel kostete sie große Überwindung. Auf dem Gymnasium ihrer Tochter wurde sie vorwurfsvoll angeschaut, wenn sie um eine Unterschrift bat, um Leistungen des Bildungs- und Teilhabepaketes (BuT) in Anspruch nehmen zu



Diana Ross (rechts) im Gespräch mit Heike Schmidt, der Leiterin des Diakonischen Werkes Leine-Solling.

können. Sich als Hartz-IV-Empfängerin „outen“ zu müssen, fiel ihr auch nach Jahren schwer. Vor allem im Dorf wussten nur wenige von ihren Problemen. „Ich habe das nicht an die große Glocke gehängt“, sagt sie achselzuckend.

Zum Glück konnten die Kinder kostengünstig an den Aktivitäten der Sportvereine teilnehmen. Zu kurz kamen hingegen ihr Mann und sie selbst. Der chronische Geldmangel, die Erfahrung, immer wieder in eine Schublade gesteckt zu werden, die gefühlte Ausweglosigkeit – irgendwann wurde es zu viel: Vor etwa zwei Jahren brach Diana Ross zusammen. „Ich war komplett im Eimer“, beschreibt sie ihren damaligen Zustand.

Doch dieser Zusammenbruch markierte zugleich die Wende: Endlich wurde sie von der Beauftragten für Chancengleichheit der Arbeitsagentur unterstützt. Im Oktober 2012 reiste sie mit einer Gruppe des Forums für Kinderarmut des Diakonischen Werkes Leine-Solling nach Berlin und diskutierte dort mit den zuständigen Bundestagsabgeordneten der Fraktionen über Probleme bei der Nutzung des BuT-Paketes. „Das hat mir Selbstvertrauen und Bestätigung gegeben“, sagt Diana Ross rückblickend. Mit diesem Schwung wurde sie in einem Betrieb vorstellig, bei dem sie sich beworben hatte – immer wieder, bis der Chef sie endlich zu sich ließ. „Geben Sie mir eine Chance“, bat Diana Ross. Sie bekam sie. Und blieb. ■

Forum für Kinderarmut

Das Forum für Kinderarmut wurde 2007 auf Initiative des Diakonischen Werkes Leine-Solling gegründet. Anliegen ist es, allen Kindern gleiche Teilhabe- und Bildungschancen zu ermöglichen. Politisch setzt sich das Forum unter anderem für eine sinnvollere Anwendung des Bildungs- und Teilhabepaketes (BuT) ein. www.diakonie-leine-solling.de

Land, ihrer Verantwortung für einen sozialen Staat nicht gerecht. Die EU hat Ziele formuliert, wie Armut in Europa zu verringern ist. Deutschland hat sie so niedrig angesetzt, dass vieles bereits als erfüllt gilt. Dabei hat selbst die Bundesregierung in ihrem letzten Armuts- und Reichtumsbericht Handlungsnotwendigkeiten zugestanden. Auch Vermögende entziehen sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung, wie die aktuellen Fälle von Steuerhinterziehungen zeigen. Hier werden dem Staat Mittel vorenthalten, die er für soziale Einrichtungen, Kindergärten und Schulen bräuchte.

Diakonie magazin: Wodurch entsteht überhaupt Armut weltweit?

Zwickert: Armut entsteht, wenn Ressourcen ungerecht verteilt sind.

Seitz: Oder wenn öffentliche Leistungen privatisiert werden wie zum Beispiel kostenlose Schulbildung, Gesundheitsvorsorge oder Versorgung mit Wasser und Strom. Dadurch hat in den 1980er Jahren in vielen Ländern die Armut zugenommen. Die ungleiche Ressourcenverteilung hat auch viel mit dem westlichen Lebensstil zu tun. Industrieländer holen

sich Rohstoffe aus dem Süden, ohne dass diese Regionen davon profitieren. Das hat erhebliche soziale und ökologische Folgen.

Zwickert: Nicht alle Menschen können in Deutschland in diesem Wissen ihren Lebensstil ändern. Wer ausreichend Geld hat, kann ökologisch einkaufen. Aber wer in Armut und vom Hartz-IV-Regelatz lebt, ist auf billige Lebensmittel angewiesen, die weder nach ökologischen noch nach sozialen Maßstäben hergestellt wurden.

Diakonie magazin: Sie beide vertreten unterschiedliche Arbeitsbereiche im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung. Warum arbeiten Sie miteinander?

Seitz: Wir gehen von einer Globalisierung der sozialen Probleme aus. Überwindung von Armut in unserem Land darf nicht gegen Überwindung im Weltmaßstab ausgespielt werden. Soll ich für die Obdachlosenhilfe spenden oder eher für die arme Frau in Kenia? Das ist die falsche Frage. Wir entwickeln gemeinsame Strategien, weil auch die Probleme Grenzen überschreiten und wir weltweit

um Arbeit und Sicherheit zu finden – ein berechtigtes Interesse. Diese Menschen müssen hier Hilfe finden.

Diakonie magazin: Wo können Diakonie und Entwicklungsdienst Einfluss nehmen?

Seitz: Wir haben mindestens zwei Zugänge: Wir arbeiten sowohl direkt mit den betroffenen Zielgruppen als auch auf der politischen Ebene. Wir möchten die Rechte von Menschen, die in Armut leben, stärken sowie den Zugang zu Bildung verbessern. Wir schaffen Einkommensmöglichkeiten oder unterstützen die Gesundheitsversorgung. Ebenso wichtig ist die politische Arbeit mit den Regierungen, hier wie dort, denn bei diesen liegt die Hauptverantwortung für die Armutsbekämpfung und für soziale Sicherheit.

Zwickert: Auch in der Diakonie Deutschland arbeiten wir auf diesen beiden Ebenen. Auf Bundesebene betreiben wir Lobbyarbeit für die Armen, vor Ort arbeiten wir praktisch. Dazu gehört die konkrete Notfallhilfe, aber diese ist kein Mittel der Armutsbekämpfung. Es müssen die Ursachen beseitigt werden. Unsere Ziele

sind: Armut lindern und vermeiden, Menschen beraten, Selbsthilfe fördern, Menschen in die Lage versetzen, ihre Rechtsansprüche durchzusetzen, den in Armut Lebenden eine Stimme geben.

Seitz: National wie international wenden wir uns den benachteiligten Menschen zu. Wir versuchen, ihre Situation zu verbessern. Nicht nur, indem wir Hilfe zuteilwerden

lassen, sondern vor allem, indem wir ihnen beistehen, ihre Rechte selbst einzuklagen und ihre Rechtsposition zu stärken. Das hat auch eine theologische Basis, denn so wird „Gottes vorrangige Option für die Armen“ konkret. ■

www.diakonie.de
www.brot-fuer-die-welt.de



„Soll ich für die Obdachlosenhilfe spenden oder eher für die arme Frau in Kenia? Das ist die falsche Frage.“

Dr. Klaus Seitz

eine armutsorientierte, inklusive und klimafreundliche Entwicklung brauchen.

Zwickert: Uns verbindet noch ein anderes wichtiges Thema: die Migration. Deutschland gilt zu Recht als Land, das Sicherheit und Arbeit verspricht. Menschen fliehen aus anderen Ländern vor Ausgrenzung, Bürgerkrieg oder auch vor Armut. Sie kommen nach Deutschland,

Bloß nicht krank werden!

In Kenia hält sich der Staat weitgehend raus aus der Gesundheitsversorgung. Jetzt tun sich Dörfer zusammen, um sich über lokale Fonds abzusichern.

Von Luise Steinwachs



Idealbild solidarische Gemeinschaft: Alle zahlen in einen Gesundheitsfonds, alle haben was davon

In Kenia ist Krankheit ein Risiko, das den finanziellen Ruin zur Folge haben kann. Das gilt zumindest für in Armut lebende Menschen, die den Großteil der Bevölkerung ausmachen. Der Staat bezahlt nur die absolute Basisversorgung. Alles andere wie die Behandlung im Krankenhaus oder in der Krankenstation kostet Geld, und nur wenige sind über ein Angestelltenverhältnis oder über private Krankenversicherungen für den Krankheitsfall abgesichert. Ein nachhaltig finanziertes soziales Gesundheitssystem, das auch für Menschen mit geringem oder keinem Einkommen zugänglich ist, gibt es nicht.

Im Distrikt Nyeri, einige Stunden Autofahrt nördlich von Nairobi, organisieren sich deshalb immer mehr Menschen, um gemeinsam eine private Krankenversicherung aufzubauen. Die Organisation „Afya Yetu Initiative“ (Initiative Unsere Gesundheit) arbeitet dort mit einem sehr erfolgreichen Ansatz: Sie unterstützen den Aufbau lokaler Gesundheitsfonds. Ein solcher Fonds umfasst dabei mehrere Dörfer. Bereits vierzig solcher lokalen

Fonds haben sich gebildet, deren Mitglieder – Familien, andere Gruppen oder Einzelpersonen – regelmäßig bestimmte Summen auf ein Konto einzahlen. Wenn ein Mitglied oder seine Familienangehörigen ins Krankenhaus müssen, wird die Rechnung aus dem Konto des Gesundheitsfonds bezahlt. Allerdings sind auch hier Grenzen gesetzt, denn wirklich kostenintensive Behandlungen können nicht übernommen werden. Daher entscheiden die Mitglieder jedes einzelnen Fonds, wie hoch die Beiträge sein sollen und was sie damit finanzieren wollen. In einer Region etwa ist die Gesundheitsstation weit weg, so dass die Transportkosten mit finanziert werden. Woanders geht es eher darum, dass für verschiedene Familien- und Gruppenmodelle unterschiedliche Tarife gelten.

So verfahren auch die Mitglieder des Gesundheitsfonds Afya Pamoja (Gesundheit Gemeinsam), die aus fünf Dörfern kommen. Hier werden zum Beispiel nur Medikamente und Krankenhausleistungen übernommen. Maßnahmen der Grundversorgung müssen mit kleinen Beträgen privat und direkt bezahlt werden. In jedem der fünf Dörfer wird ein Vertreter gewählt, der das Geld einsammelt, auf das Konto des Gesundheitsfonds einzahlt und neue Mitglieder für den Gesundheitsfonds wirbt.

Der Aufbau solcher Kleinstkrankenversicherungen in Ostafrika wird in Zusammenarbeit mit Brot für die Welt sowie der französischen Entwicklungsorganisation CIDR (Centre International de Développement et de Recherche) gefördert. Inzwischen haben über dreißig weitere Gesundheitsfonds Interesse an der Zusammenarbeit mit „Afya Yetu Initiative“ gezeigt.

Bei aller positiven Entwicklung bleibt es aber doch in der Verantwortung der kenianischen Regierung, Gesundheit für alle bereitzustellen. „Afya Yetu Initiative“ ist deshalb Mitglied im landesweiten kenianischen Netzwerk KCBHFA (Kenya Community Based Health Financing Association), das sich in seiner Lobbyarbeit politisch für dieses Ziel einsetzt. ■

www.brot-fuer-die-welt.de

DÄNEMARK

Wie geht es Ihnen?

Nicht nur, dass hier die glücklichsten Menschen weltweit leben sollen. In Dänemark würden sich auch alleinerziehende Mütter nicht arm fühlen. Wir haben einmal genauer hingeschaut

Von Barbara-Maria Vahl



Louisa, zweidreivierteil Jahre, flitzt geschickt auf einem Laufrad über das Außengelände ihrer Kinderkrippe am Rand von Kopenhagen. Auf dem Heimweg kommt sie mit ihrer Mutter an einem kleinen Streichelzoo vorbei. Sie jauchzt vor Vergnügen, als eine Ziege ihr knacksende Spaghettistäbe aus der Hand frisst. Albert, sechs Jahre, hat den Nachmittag in seiner Vorschule genossen, denn er konnte mit einer Playstation spielen – zu Hause hat er keine. Wie Louise wirkt auch er ausgeglichen und gut behütet. Beide Kinder haben Mütter, die sie alleine erziehen, ohne Mann an ihrer Seite. Und beide Frauen scheinen mit ihrer Lebenssituation gut zurechtzukommen. Wie lebt es sich, alleinerziehend in Dänemark?

Louisas Mutter ist die Theologin Heike Omerzu, 43. Sie kam vor fünf Jahren aus Mainz nach Kopenhagen, für eine Professorinnenstelle. An die Zeit nach Louisas Geburt erinnert sie sich gut: „Dieses kleine Wesen hat mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt.“ Die frisch gebackene Mutter wusste nicht, welche Leistungen ihr zustanden. Die fremde Sprache beherrschte sie längst, aber in das dänische Sozialsystem musste sie sich erst einarbeiten. Louisas Vater, südafrikanischer Theologe, konnte und kann nur selten bei seiner Familie sein.

Heike Omerzu blieb dann die ersten sechs Monate bei vollem Gehalt zu Hause, was in Dänemark ein Jahr lang möglich ist. „Dann bekam ich ein Forschungsfreisemester. So konnte ich zu Hause arbeiten.“ In ihrem Umkreis gibt es 40 bis 50 Kindertagesstätten, fast alle in kommunaler Trägerschaft. Als Louisa zwei Monate war, meldete die Mutter sie in einer von diesen an. Mit der Wahl sind Mutter und Tochter sehr zufrieden. Heike Omerzu zahlt für die Kita im Monat umgerechnet etwa 440 Euro. Wenn Louisa im Mai in den Kindergarten kommt, wo der Betreuungsschlüssel niedriger ist, werden es nur 40 Euro sein.

Familien mit geringerem Einkommen zahlen für die Kinderbetreuung je nach Monatseinkommen wenig bis gar nichts. Heike Omerzu, die gut verdient, bezahlt die volle Summe.



Mit dem Laufrad herumsausen, mit Mama Ziegen füttern, abends Schwimmkurs – Louisa ist ein glückliches Kind



Zwei Mütter, die ihre Kinder genießen:
Heike Omerzu mit Louisa (oben),
Annette Kjaer mit Albert (unten)

Allerdings erhält sie auch wie alle anderen das staatliche Kindergeld in Höhe von etwa 192 Euro monatlich.

Annette Kjaer, die Mutter des sechsjährigen Albert, gehört zu denjenigen, die für Kindergarten und Hort nicht zahlen müssen. Die arbeitslose Sozialarbeiterin erhält auch zusätzlich zum Kindergeld einen quartalsweise ausgezahlten Zuschuss in Höhe von circa 670 Euro. Sie räumt lachend ein, dass sie nach objektiven Kriterien wohl als „arm“ zu gelten habe. Aber sie würde sich nicht so empfinden. „Ich habe ja Fähigkeiten, die mich in die Lage versetzen, meine Situation zu ändern. Das haben viele andere nicht!“, sagt sie, und das gebe ihr viel Selbstvertrauen.

Dabei war auch für Annette Kjaer das erste Jahr schwer. Alberts Vater hatte die damals selbstständige Fotografin fünf Monate nach der Geburt verlassen. Er sei nicht damit klargekommen, dass er plötzlich ein Kind hatte, sagt sie. „Da musste ich mich allein um mein Baby kümmern, mit der Traurigkeit fertig werden und den Umzug bewerkstelligen.“ Ein Jahr lang blieb sie nach Alberts Geburt zu Hause, finanziert durch das staatliche Elterngeld plus Kindergeld. Danach versuchte sie, wieder als Fotografin zu arbeiten. „Aber das ging mit der Versorgung eines Babys nicht zusammen.“ Alberts Mutter studierte dann Sozialarbeit, um sich eine tragfähige Perspektive zu schaffen, und fühlte sich als Studentin „regelrecht reich“. Denn alleinerziehende Studenten bekommen in Dänemark die doppelte Studentenförderung, plus Zahlungen fürs Kind.

Derzeit lebt Annette Kjaer wieder auf Sparflamme. Nach Abschluss des Studiums gibt es erst mal nur einen niedrigen Satz Arbeitslosenunterstützung, neuerdings befristet auf zwei Jahre. Hätte sie ein Auto, müsste sie es verkaufen, denn wenn man Arbeitslosenhilfe erhält, darf man nichts besitzen. Dennoch ist die Dänin zufrieden: „Ich meine, dass der Staat einen gut versorgt und versucht, dass Alleinerziehende nicht schlechter gestellt sind als Familien mit zwei Elternteilen. Man kann arbeiten, weil die Kinder tagsüber in der Betreuung sind, und





Albert (Mitte) ist ein fröhlicher Junge. Spielkameraden hat er in der Kita oder in der Nachbarschaft

man bekommt gegebenenfalls die Betreuung finanziert.“ Der dänische Staat will aber auch, dass Mütter wieder arbeiten gehen. Nach dem ersten Jahr mit vollem Lohnausgleich zahlt er nur noch ein Tagesgeld, das laut Heike Omerzu nicht zum Leben reichen würde. Das schaffe entsprechenden Druck, wieder einzusteigen, sagt die Theologin. „Derzeit wird öffentlich diskutiert, ob es gut ist für Kinder, sie früh in die Krippe zu geben. Aber es gibt kaum eine Alternative dazu“, erzählt sie nachdenklich. Als positiv empfindet sie ebenso wie Annette Kjaer, dass Kinder in der dänischen Gesellschaft einfach willkommen sind: „Die meisten Menschen haben Kinder, oft sogar drei, vier. Alles ist auf Kinder ausgerichtet. Nach 16 Uhr prägen

Familien das Straßenbild.“ In der Tat: Der Nachmittag ist Familienzeit. Nach 16 Uhr werden am Arbeitsplatz üblicherweise keine Termine anberaumt. Allerdings schließen dementsprechend auch die Betreuungseinrichtungen um 16 Uhr, spätestens jedoch um 17 Uhr. Wer länger arbeiten will oder muss, braucht einen Babysitter. Und wenn die Kinder krank sind? „Dann habe ich ein Problem“, sagt sowohl Louisas als auch Alberts Mutter. Es gibt nur den ersten Tag frei.

In Deutschland werden Kinder armer Familien manchmal ausgeschlossen, weil sie mit den anderen „nicht mithalten“ können. Wie ist es in Dänemark? Heike Omerzu muss zwar gut planen, kann aber mit ihrer Tochter Ausflüge machen, verreisen oder ihr den Schwimmunterricht bezahlen. Annette Kjaer hingegen sagt klar, an Aktivitäten sei für Albert derzeit nicht viel drin. Sie muss erst einmal einen Job finden. Ihr Sohn habe sie mal gefragt „Mama, sind wir arm?“. Das habe sie ihm ausgedrückt. Und auf die eigene kleine Wohnung und das regelmäßige Essen verwiesen. Sie fürchtet, dass ihm die Einschränkungen bitterer bewusst werden, wenn er älter wird. Im Moment jedoch sieht Albert auf dem Sofa sehr zufrieden aus. ■

Mehr Informationen und eine Fotostrecke gibt es auf www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut

Alles gut in Dänemark?

Kinder zu haben, sei in Dänemark kein Armutsrisiko, sagen die dänischen Sozialarbeiterinnen Tina Steenbeck und Henriette Duus Kirk im Interview mit dem Diakonie magazin. Dank guter Kinderbetreuung arbeiteten üblicherweise beide Elternteile, für Bedürftige gebe es eine Zulage zum Kindergeld und die Kinderbetreuung sei kostenfrei. „Sozialer Beistand“ nennt sich die Absicherung für soziale Notfälle. Finanziert wird die Hilfe je zur Hälfte von Staat und Kommune.

Das heißt aber nicht, dass es keine sozialen Probleme in Dänemark gibt. Das größte Armutsrisiko, sagen die Däninnen, liege in einer schlechten Schul- und Berufsausbildung. In Problemregionen „vererben“ sich problematische Lebenslagen. Steenbeck und Duus Kirk arbeiten in einem vom Staat aufgelegten Projekt, das durch ein engmaschiges Netzwerk frühstmöglich

Probleme in Familien erkennen und diesen entgegensteuern will. In dem Projekt arbeiten Hebammen, Sozialarbeiter in Kindertagesstätten und Schulen sowie Lehrer zusammen. Erste Auswertungen deuten auf einen großen Erfolg hin.

Das Interview ist nachzulesen auf www.diakonie.de/diakonie-magazin-armut



Tina Steenbeck (links) und Henriette Duus Kirk wollen soziale Problemfälle frühzeitig entdecken

VISIONÄR

Schleier des Nichtwissens – oder: Wie wir die Armut besiegten

Wir schreiben das Jahr 2025. Armut ist in Deutschland nahezu eine Randerscheinung geworden. Zu verdanken ist dies einer bahnbrechenden Erfindung im Kampf gegen ungerechte Verhältnisse. Wir ziehen Bilanz

Von Bob Konrad

Begonnen hatte alles mit der aufrüttelnden Neujahrsansprache von Bundeskanzlerin Angela Merkel am 31.12.2015. „Der Kampf gegen Armut ist ein Kampf für mehr Verteilungsgerechtigkeit!“, erklärte Merkel damals und proklamierte: „Wir können es nicht zulassen, dass der soziale Frieden durch die zügellose Gier einiger weniger gefährdet wird.“ Schon zwei Wochen später trat das „Gesetz zur Regelung von Verteilungsprozessen“ (GzRvV) in Kraft. Fortan mussten alle Gesetzgebungsverfahren und Tarifverhandlungen unter dem „Schleier des Nichtwissens“ stattfinden. Ein Schritt, der Deutschland grundlegend verändern sollte.

Der „Schleier des Nichtwissens“ basiert auf den Gerechtigkeitstheorien von John Rawls. Der amerikanische Philosoph hatte bereits in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts entdeckt, dass sich eine gerechte Gesellschaftsordnung und Güterverteilung nur dann erreichen ließen, wenn die Beteiligten während einer Entscheidungsfindung oder Verhandlung nicht wissen, welchen Platz sie in der Gesellschaft einnehmen. Wenn sie also nicht wissen, ob sie Bittsteller oder Geber sind.

Deutsche Technik machte aus dieser Theorie Realität. Eine Heidelberger Forschungsgruppe unter der Leitung von Michel Crispinius entwickelte eine Apparatur, mit deren Hilfe sich die Region unseres Gehirns beeinflussen und stören lässt, in der das „biografische Ich“ gespeichert ist. Der Mensch vergisst für die Dauer der Anwendung, wer er ist und aus welchem sozialen Milieu er stammt. Zwei Kontrahenten, die unter dem „Schleier des Nichtwissens“ etwa über eine Entlohnung oder Sozialleistungen verhandeln, wissen also nicht, ob sie einfacher Arbeiter oder Führungskraft, Bedürftiger oder ein zuständiger Sachbearbeiter sind. Crispinius erklärte die Absicht hinter der Technik mit einfachen Worten: „Man muss sich nur fragen, wie man zwei gierige, uneinsichtige Kinder dazu bringt, ein Stück Kuchen gerecht aufzuteilen. Ganz einfach: Das erste Kind be-



kommt das Messer und schneidet, das zweite Kind darf auswählen. Das Kind mit dem Messer weiß also nicht, ob es später das dicke oder das dünne Stück abbekommt und wird daher versuchen, den Kuchen in möglichst gleiche Teile zu schneiden. Etwas ähnliches erreicht man mit dem ‚Schleier des Nichtwissens‘. Die mit dem Messer in der Hand wissen nicht, welches Stück Kuchen sie später bekommen werden.“

Das Verfahren war zunächst höchst umstritten. Die stärksten Proteste waren aus dem Wirtschaftsager zu hören. „Das ist unnötige Gleichmacherei, die uns jener Eigenschaften beraubt, die Deutschland zu einer der führenden Wirtschaftsnationen der Welt macht“, kritisierte die damalige Arbeitgeberpräsidentin Tina Ernst und warnte: „Mit dieserart Symbolpolitik verabschieden wir uns von der Leistungsgesellschaft. Wir alle werden dabei verlieren.“ Das Gegenteil trat ein. Der „Schleier des Nichtwissens“ entpuppte sich als Erfolgsrezept.

In den frühen 2010er Jahren klaffte die Schere zwischen Arm und Reich noch weit auseinander. So besaßen die reichsten zehn Prozent der Deutschen noch mehr als die Hälfte des Nettokapitals. Die ärmsten zehn Prozent hatten nichts als Schulden. Ganze Landstriche, besonders im strukturschwachen Osten, waren von der wirtschaftlichen Entwicklung abgekoppelt. Langzeitarbeitslose, Alleinerziehende und Immigranten waren ohne Perspektiven. Der Unmut in der Bevölkerung wuchs und schlussendlich geriet gar der soziale Friede in Gefahr. Mit Einführung des „Schleiers des Nichtwissens“ konnte diese gefährliche Entwicklung gestoppt und in den Folgejahren sogar umgekehrt werden.

„Junge, innovative Menschen kommen gern in unser Land. Ganz einfach: weil Gerechtigkeit glücklich macht.“

Bereits 2016 wurden in Tarifverhandlungen die Bezüge der Topverdiener gekappt. Für alle Branchen wurde ein flächendeckender Mindestlohn eingeführt. Niemand sollte mehr für einen Lohn arbeiten müssen, der nicht zum Leben reicht. 2017 führte die Regierung mit überwältigender Mehrheit eine Vermögenssteuer für Wohlhabende ein. Immer mehr Beschäftigte wurden am Erfolg ihrer Unternehmen beteiligt. Heute ist das normal. Denn fast immer ist der Lohn mit einer Prämie verbunden, deren Höhe sich am Gewinn und der ausgeschütteten Dividende orientiert.

Im gleichen Jahr noch wurden die Sozialgesetze gründlich überarbeitet. Arbeitslose erhielten mehr Geld, so dass insbesondere Langzeitarbeitslose und bedürftige Familien wieder am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Gleichzeitig wurden Menschen, die Arbeit suchten, ihren Neigungen entsprechend gefördert. Das Personal in den Arbeitsagenturen wurde dafür eigens aufgestockt.

„Der Bundeshaushalt ist inzwischen völlig anders gewichtet als noch vor zehn Jahren“, konstatiert Crispinius, der neue





Minister für Arbeit und Soziales. „Wir investieren mehr in die Zufriedenheit unserer Bürger.“ Statt für Rüstungsprojekte und Wirtschaftsförderung werde mehr Geld für Bildung, Wissenschaft, Gesundheit und Familie ausgegeben. Crispinius relativiert jedoch: „Natürlich gibt es auch heute noch ‚Oben‘ und ‚Unten‘, ‚Arm‘ und ‚Reich‘. Diese Unterschiede wollen und können wir auch nicht nivellieren, denn auch das wäre ungerecht. Jeder soll seiner Leistung gemäß entlohnt werden. Aber was wir definitiv erreicht haben, ist eine homogenere – sprich gerechtere – Verteilung des Wohlstands.“

Im Jahr 2019 wurde der „Schleier des Nichtwissens“ schließlich auch in den Außenbeziehungen der Bundesrepublik Deutschland zwingend eingeführt, was abermals zu weitreichenden Veränderungen führte. ‚Fair trade‘ ist seitdem auch die Maxime des deutschen Außenhandels, die Ausgaben für Entwicklungszusammenarbeit wurden nahezu verdoppelt. Außerdem nimmt Deutschland heute mehr Flüchtlinge auf als je zuvor. „Was für unsere Bürger gilt, muss auch für unsere Freunde und Nachbarn gelten“, erklärt die Kanzlerin, „wir haben aus den Erfahrungen der letzten Jahren gelernt, dass wir nicht mit zweierlei Maß messen dürfen.“

In den Folgejahren stiegen die Verbraucherpreise erwartungsgemäß, und der Konsum brach etwas ein. Die Binnenkonjunktur schwächelte für gewisse Zeit, und die Arbeitslosenzahlen stiegen. „Gerechtigkeit hat ihren Preis. Wir haben ihn gern gezahlt“, verteidigt Crispinius diesen Schritt. „Wir konnten nicht länger unseren Wohlstand auf Kosten anderer finanzieren.“

Diese Rückschläge sind längst überwunden. Wir leben in einem anderen Land. Deutschland entwickelt sich allen Unkenrufen zum Trotz bestens. Es kam weder zum prognostizierten Einbruch der Leistungsbereitschaft unter den Beschäftigten noch zur befürchteten Abwanderung von Führungskräften ins Ausland. „Im Gegenteil“, freut sich Crispinius, „Deutschland ist für hochqualifizierte Arbeitnehmer so attraktiv wie nie zuvor. Insbesondere junge und innovative Menschen kommen gern in unser Land. Ganz einfach: Weil Gerechtigkeit glücklich macht.“ Diese Feststellung lässt sich mit Zahlen belegen. Während Deutschland 2014 im Glücksranking der UN noch weit abgeschlagen auf Rang 30 landete und damit hinter Ländern wie dem Oman, Panama, Brasilien und Venezuela, hat sich dieses Bild mittlerweile vollkommen verändert. Deutschland rangiert unter den Top 5 und wird nur von Dänemark, Norwegen und der Schweiz geschlagen.

Crispinus, der Vater dieser Entwicklung, ärgert sich nur über eines: „Dass es überhaupt einer Apparatur bedurfte, um diese durchweg positive Entwicklung in Gang zu setzen. Denn die Technik wäre überflüssig, würden die Menschen mehr Empathie an den Tag legen und eine der ältesten Weisheiten der Menschheit befolgen, die goldene Regel: Behandle andere, wie du behandelt werden willst.“ ■

Die Autorinnen und Autoren

Michael David

ist Referent für Sozialpolitik gegen Armut und soziale Ausgrenzung bei Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband sowie stellvertretender Sprecher der Nationalen Armutskonferenz.

Bob Konrad

schreibt Hörspiele und Drehbücher für Funk, Fernsehen, Kino und didaktische Medien. Unter anderem zeichnete er verantwortlich für die Reihe „Nächster Halt“, eine Kinderserie über philosophische Fragen. Er lebt in Berlin.

Beate Krol

ist freie Journalistin für Print, Radio und TV in Berlin.

Hannes Langbein

ist Theologe, Redakteur der ökumenischen Quartalszeitschrift „Kunst und Kirche“ und Mitglied im Vorstand der Gesellschaft für Gegenwartskunst und Kirche Artheon.

Dr. Luise Steinwachs

ist Referentin für Soziale Sicherheit und internationale Sozialpolitik bei Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst.

Ulrike Meyer-Timpe

ist Journalistin in Hamburg und schreibt vor allem für „Die Zeit“. Sie hat Sozialwissenschaften studiert. 2008 erschien ihr Buch „Unsere armen Kinder“ über die zunehmende Kinderarmut.

Andreas Unger

ist freier Sozialjournalist. Als Autor und Moderator beschäftigt er sich mit den Härten des Lebens – und mit Lösungen. Er lebt in München.

Barbara-Maria Vahl

ist Diplom-Journalistin und Redakteurin im Zentrum Kommunikation in der Diakonie Deutschland, Evangelischer Bundesverband in Berlin.

Gregor Ziorkewicz

ist Pfarrer und arbeitet im Bereich Kommunikation der Diakonie Hessen in Frankfurt am Main. Er lebt in Oppenheim am Rhein.

Thema des nächsten Heftes: Engagiert und freiwillig

Das Diakonie magazin 2/2014 erscheint am 24. November 2014

Ehrenamtlich engagierte Menschen sind tolle und großzügige Zeitgenossen. Sie spenden ihre Zeit. Oft legen sie noch Wissen, Erfahrung und Freundlichkeit obendrauf. „Es kommt viel zurück“, sagen die meisten. Viele finden es gut, dass ihre Tätigkeit nicht bezahlt wird. Das mache sie freier. Aber das Gefühl, ausgenutzt zu werden, Lücken füllen zu müssen, die nicht sein dürften – das gibt es auch. Ohne Ehrenamtler ist eine moderne Zivilgesellschaft nicht denkbar. Ihnen ist unsere nächste Ausgabe gewidmet.



Damit Mama wieder lacht

Helfen Sie mit Ihrer Spende!

Über 2,1 Millionen Mütter in Deutschland sind kurbedürftig, fast 80 Prozent aller Kinder in den Kurmaßnahmen sind behandlungsbedürftig. Jetzt handeln, jetzt spenden.

www.muettergenesungswerk.de



Elly Heuss-Knapp-Stiftung
Müttergenesungswerk

Impressum

Herausgeber: Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Telefon: (030) 65211-0

Redaktion: Andreas Wagner (Chefredaktion), Ulrike Baumgärtner, Justine Schuchardt, Telefon (030) 65211-1117, redaktion@diakonie.de

Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Ina Hochreuther
Verlag: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main, Geschäftsführer: Jörg Bollmann, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener,

Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH

Aboservice: A&O GmbH, Waldstr. 68-70, 63128 Dietzenbach, Telefon (06074) 821 80, Fax (06074) 821 840, E-Mail: diakonie@aundo-gmbh.de

Anzeigen: m-public Medien Services GmbH, Zimmerstr. 90, 10117 Berlin, Telefon (030) 32 53 21-433, Mediaberatung: Susanne Zurgeissel E-Mail: zurgeissel@m-public.de.

Zzt. gilt Anzeigenpreisliste 2 vom 01.01.2014.

Druck: Strube Druck & Medien OHG, 34587 Felsberg

Bezugs- und Lieferbedingungen:
Das Diakonie magazin erscheint zweimal jährlich.

Der Bezug der Zeitschrift Diakonie magazin ist im Mitgliedsbeitrag des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung enthalten. Dem Diakonie magazin ist ein Regionalteil beigeheftet (Hessen regional), Verlag und Druck wie Bundesausgabe. ISSN: 1864-1628 (Bundesausgabe), ISSN: 2198-4956 (Hessen regional). Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet nur mit Genehmigung des Herausgebers.



In dieser Ausgabe finden Sie Beilagen von: RSD Reise Service Deutschland GmbH, Deutsches Jugendherbergswerk, BKK Diakonie.



Versicherer im
Raum der Kirchen

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

ZEIT. FÜR GESPRÄCHE.

Wir sind für Menschen da, die sich wie wir kirchlich und sozial engagieren.

Ihnen hören wir zu und setzen uns für sie ein. Miteinander finden wir Lösungen, die ihren Alltag sicherer und ihr Leben lebenswerter machen.

**Denn gute Beratung braucht Gespräche.
Wir sind für Sie da.**

Telefon 0800 2 153456
www.vrk.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.